Der Oberschlesier

11. Jahrgang, 2. Heft Februar 1929

Wozu ein Mundartenheft?

Vielleicht wird mancher über dieses Heft den Kopf schütteln oder gar fragen: Haben wir in Oberschlesien überhaupt Mundarten? O ja, und die deutsche Mundart unserer Heimat wird viel zu wenig beachtet. Bei der Werbung für deutsche Art müßte sie jedenfalls eine ganz andere Rolle spielen, da sie den Weg zum Herzen des Volkes viel besser findet als die Hochsprache. Gerade im mundartenfreien zweisprachigen Gebiet müßte sie deshalb besonders gepflegt werden. Das ist einer der Gründe, weshalb der Herausgeber des „Oberschlesiers" den Unterzeichneten mit der Zusammenstellung eines Heftes „Schlesische Mundarten" beauftragt hat.

Dazu kommt noch die bedauerliche Tatsache, daß der Gebrauch der Mundart in unserer Heimat stark zurückgeht. Zum Teil aus dem Grunde, weil unsere Landsleute vielfach noch der irrigen Ansicht sind, daß die Mundart ein verdorbenes Deutsch und daher minderwertig sei. Dabei ist doch die Hochsprache erst aus den Mundarten erwachsen, und sie wäre heute ein verdorrtes Gewächs, wenn sie nicht ständig aus den Mundarten neue Kraft saugen würde. Wie groß ist zum Beispiel der jährliche Zuwachs der Hochsprache an Wörtern, die aus den Mundarten übernommen werden! Ursprünglich lag die Absicht vor, neben den deutschen auch die slawischen Mundarten in diesem Hefte zu behandeln. Mit Rücksicht auf die Fülle des Stoffes und den beschränkten Raum mußte aber zunächst dieses Vorhaben zurückgestellt werden. Dafür ist versucht worden, einen Überblick über das Gesamtschlesische zu geben.

Als Auftakt zu dem vorliegenden Heft erschien im Januar-Oberschlesier von Bibliotheksrat Dr. B. Martin ein Bericht „Der deutsche Sprachatlas". In die schlesischen Mundarten gibt uns im folgenden Privatdozent Dr. Schwarz, Prag, eine Einführung. Jeder, der sich die Mühe nimmt, diesen Aufsatz nicht nur zu lesen, sondern auch durchzuarbeiten, wird dem Verfasser reichen Gewinn danken. Einen Überblick über das mundartliche Schrifttum finden wir in den Ausführungen des Geheimrats Prof. Dr. Jantzen, Breslau: „Die mundartliche Dichtung Schlesiens" und in denen des Bürgermeisters Karl R. Fischer, Gablonz: „Sudetenschlesische Dialektdichter und Schriftsteller in Böhmen." Einen starken volkskundlichen Einschlag hat die Arbeit des Professors Lehmann: „Brauchtumslieder und Sprüche im Jahreslauf bei den Schlesiern der Sudetenländer." Da diese Beiträge in ihren Betrachtungen über die ober-

schlesische Heimat hinausgreifen, so wird dieses Heft auch dazu beitragen, den Gedanken des schlesischen Stammesbewußtseins zu stärken.

Die vorliegende Darstellung des Gesamtschlesischen und seines Schrifttums wird vor allem der Lehrerschaft willkommen sein. Soll doch die heimische Mundart laut ministerieller Anordnung in den Schulen gepflegt werden. Der gute Wille des einzelnen scheitert aber oft an dem Mangel einer Zusammenfassung über dieses Gebiet, zumal nicht jeder die Möglichkeit hat, sich den Stoff selbst zu erarbeiten. Das Sonderheft will den Lehrern in dieser Hinsicht helfen. Zu der Frage „Die heimische Mundart in der Schule" nimmt Dr. Schellhammer Stellung.

Ebenso notwendig ist aber die Auseinandersetzung mit der Mundart für den Heimatkundler, der öfters ratlos ist, wenn er mundartliche Lieder und Erzählungen lautgetreu aufzeichnen soll. Aus diesem Grunde sind die Sprachproben in halbphonetischer Umschrift so zahlreich gegeben. Dr. Graebisch, der führende Heimatkundler der Grafschaft Glatz und ein guter Kenner auch der oberschlesischen Mundarten, ebnet durch seine vergleichenden Sprachproben den oberschlesischen Freunden die Wege. Jeder soll mit Hilfe dieser Beispiele in den Stand gesetzt werden, selbständig die Mundart seiner näheren Heimat aufzuzeichnen. Daß dies auch mit den Buchstaben der Schriftsprache möglich ist, zeigen der Schwank aus dem Kreise Grottkau und der aus Kostenthal. Allerdings muß man bei einer solchen Aufzeichnung auf einige Sprachfeinheiten verzichten. Außer diesen Erzählungen bringt das Heft Proben aus der mundartlichen Dichtung und zwar neben einigem allbekannten auch Stücke, die noch nicht gedruckt erschienen sind, wie von Karl Klings: „De Potschker Tohla". Oberschlesien wurde naturgemäß besonders berücksichtigt. Wie beliebt auch in Oberschlesien die Mundart ist, bezeugt der Heimatdichter Hugo Gnielczyk, indem er unter persönlichen Geldopfern das neue Philo vom Walde-Denkmal in Leobschütz durchsetzte.

Hoffentlich wird es dem „Oberschlesier" durch dieses Sonderheft gelingen, der schlesischen Mundart recht viele Freunde zuzuführen. Denn früher herrschte ihr anheimelnder Klang sogar im westlichen Galizien, und Krakau war eine „schläsche" Stadt, aber auch heute noch wird unsere Mundart weit über die Reichsgrenzen Schlesiens gesprochen. Es gilt daher, den Stolz unsrer Landsleute auf ihre Sprache zu wecken, damit die Zahl derer immer größer wird, die mit ihrem Heimatdichter Philo vom Walde begeistert singt:

„De Schläsing, ja, de Schläsing,
Die ihs mei Heemteland."

Dr. W. Mak.

Die schlesische Mundart

Von Priv.-Doz. Dr. Ernst Schwarz

Der Raum, in dem die schlesische Mundart gesprochen wird, ist erheblich größer als Preuß.-Schlesien (mit Einschluß der Grafschaft Glatz und der schlesischen Lausitz). Es gehören dazu noch die angrenzenden mitteldeutschen Gebiete der früheren Provinz Posen bis zur polnischen Sprachgrenze, die sächsische Lausitz, das östliche Erzgebirge, die Niederlausitz (hier mit Ausnahme der wendischen oder erst vor kurzem zur deutschen Sprache übergegangenen Orte), die früher schlesischen Kreise Krossen und Schwiebus bis zur niederdeutschen Grenze, ferner der ganze Norden der Sudetenländer etwa von Teplitz-Schönau in Böhmen an ostwärts, also Nord- und Ostböhmen, Nordmähren und das Oppaland (das frühere Österreich-Schlesien) samt dem Kuhländchen bis zur tschechischen Sprachgrenze. Darüber hinaus sind nach Osten Sprachinseln vorgeschoben, von denen die bekannteste Schönwald bei Gleiwitz ist. Es gehören aber auch die mitteldeutschen Sprachinseln im ehemaligen Russisch-Polen zu unserem Gebiet, wobei freilich der Mangel an näheren Untersuchungen beklagenswert ist. Schlesisch sind weiter die Mundarten, die in der Stadt Bielitz (im ehemaligen östlichen Teile Österreichisch-Schlesien) und den nördlich und südlich davon gelegenen deutschen Sprachinseln gesprochen werden, wobei besonders Wilhelmsau nördlich von Bielitz zu erwähnen ist, das am meisten vom polnischen Einfluß bedroht ist. Indirekt ist auch Anhalt in Oberschlesien hier einzureihen, dessen Bauern von Friedrich dem Großen von Seifersdorf am Fuße der Beskiden (das heutige Seibersdorf östlich von Bielitz) nach ihrem heutigen Wohnsitze verpflanzt worden sind. In der Oberzips ist schlesisch das Mitte des 14. Jahrhunderts gegründete Dorf Hobgarten mit dem benachbarten Kniesen, das den Übergang zur Oberzips herstellt. Zerstreut sind die Gemeinden, die deutschböhmische Auswanderer mit schlesischer Mundart in Galizien geschaffen haben. Von der Iglauer Sprachinsel unterscheidet sich das nahe liegende, aber ganz von tschechischem Gebiet umgebene Dorf Libinsdorf, das Bauern aus der Gegend von B.-Leipa (Nordböhmen) am Ende des 18. Jahrhunderts angelegt haben.

Neben dieses durch die Skizze* verdeutlichte Land der schlesischen Mundart treten verwandte Mundarten. Die an der Westgrenze des schlesischen Raumes im östlichen Erzgebirge und südlich davon in Nordböhmen gesprochenen Mundarten bilden den Übergang zum Westerzgebirgischen und Nordwestböhmischen. Näher verwandt mit dem Schlesischen sind das Hochpreußische, die im Südwestteile des heutigen Ostpreußen gesprochene mitteldeutsche Mundart, und das Oberzipserische, das im Poppertale herrscht (mit den Städten Käsmark und Leutschau). Im tschechischen und slowakischen Gebiete südlich der Sudeten und Westkarpathen liegen ostmitteldeutsche-bayrische Über-

* Am Schluß des Heftes.

gangsmundarten, die in verschiedener Stärke zum Bayrischen überleiten. Es sind der Schönhengstgau (mit den Städten Landskron, Zwittau, Mähr.-Trübau) samt seiner Kolonie Deutsch-Brodek-Wachtel, die Wischauer Sprachinsel (die deutschen Dörfer um Olmütz sind schlesisch), die Kremnitz-Deutschprobener Sprachinsel, das schon auf ungarischem Gebiet jenseits der Gran liegende deutsche Dorf Deutsch-Pilsen und die Zipser Gründe in der Slowakei samt Metzenseifen und Dobschau.

Der Begriff „schlesische Mundart" ist also viel weiter als der von Preußisch-Schlesien. Er ist deshalb berechtigt, weil Preußisch-Schlesien das geschlossenste Gebiet sowohl in sprachlicher wie in politischer Hinsicht darstellt. Es ist aber trotz alledem nur eine Sache des Übereinkommens, wie eine Sprachlandschaft bezeichnet wird. Wenn das Nordböhmische zum Schlesischen gestellt wird, so heißt das, daß die in Nordböhmen gesprochene Mundart mit der in Preußisch-Schlesien herrschenden ein Ganzes bildet.

Die Tatsache, daß sich im Osten Mitteldeutschlands ein auffallend geschlossenes Mundartengebiet befindet, ist schon früh beachtet worden. Im folgenden soll nach einer gedrängten Erörterung der gesamtschlesischen Eigentümlichkeiten eine kurze Darstellung der Untermundarten des schlesischen Raumes gegeben werden, die sich — soweit sie Preußisch-Schlesien betrifft — an die von Unwerth in seiner grundlegenden Arbeit „Die schlesische Mundart" gebotene Einteilung anschließt. Dann soll von der Bedeutung der Mundart für die Siedlungsgeschichte und von dem Leben in der Mundart die Rede sein.

Zwischen den großen Sprachlandschaften des deutschen Volksbodens bestehen natürlich keine festen Grenzen. Man ist im Zweifel, wo man im Westen den schlesischen Raum begrenzen soll. Viele möchten die Mundarten des östlichen Erzgebirges und Nordböhmens zu beiden Seiten der Elbe von Leitmeritz bis Tetschen für obersächsisch halten. In Wirklichkeit bestehen hier eben Übergänge, die uns nur in Erinnerung rufen, daß jede Mundarteinteilung etwas Willkürliches in sich hat. Trotzdem kann das Dasein einer schlesischen Mundart nicht geleugnet werden. Leute aus dem Volke, die etwa aus Görlitz, Breslau, Liegnitz, Schönwald bei Gleiwitz, Reichenberg, Mähr. Schönberg stammen, werden ohne weiteres zur Feststellung kommen, daß ihre Mundarten einander näher stehen als etwa den in Leipzig, Zwickau in Sachsen oder Komotau in Böhmen herrschenden. Die Schwierigkeiten stellen sich eben erst ein, wenn die genauere Grenzführung, hier gegenüber dem Obersächsischen, gegeben werden soll. Der einzig mögliche Vorgang besteht darin, das Gebiet, in dem möglichst viele wichtige sprachliche Erscheinungen gemeinsam vorkommen, zusammenzufassen und in der Übergangszone sich nach den Grundsätzen der Mehrheit zu richten.

Gemeinsam ist der Zusammenfall einer Reihe von Selbstlauten und zwar der mittelhochdeutschen Längen ê œ mit i ü, falls letztere gedehnt worden sind, von mittelhochdeutsch

â ô mit gedehntem o bezw. u. Es heißt z. B. im Mittelhochdeutschen zêhe, bœse, wise, müle, wofür im Gebirgsschlesischen (als Beispiel einer schlesischen Untermundart herausgegriffen) î eintritt: tsîne, bîze[1], wîze, mîle; mittelhochdeutsch schâf, boden bezw. grôz busch: gebirgsschlesisch šôf, bôdn bezw. grûs, pûš. Auf dem ganzen Gebiet ist kurzer mittelhochdeutscher Selbstlaut gedehnt in offener Silbe und in geschlossener vor ursprünglich auslautendem Doppelmitlaut, z. B. mittelhochd. snabel, ligen, nuz, tisch (die mit kurzem Selbstlaut gesprochen wurden): gebirgsschles. šnōbl, lîja, nûs, tîš. Vor inlautenden stimmlosen Geräuschlauten sind die mittelhochd. Zwielaute uo, üe, ie gekürzt worden, vgl. wieder mittelhochd. ruofen, sliezen, huote: gebirgsschles. rufa, šlisa, hute dem Hute. Für mittelhochd. æ gibt es zwei Vertretungen in allen schlesischen Mundarten, z. B. gebirgsschles. ā und ê, immer aber in getrennten Wörtern, etwa mittelhochd. vælen fehlen, dræjen drehen: gebirgsschles. fāln, drên. In einigen Wörtern, die in der Schriftsprache o aufweisen, ist als Grundlage des Schles. u anzusetzen, z. B. für das Schles. nicht mittelhochd. oven, hobel, wolf, sondern ein uven, hubel, wulf, denn diese und einige andere Wörter werden so behandelt, wie die mit überliefertem u. Es heißt gebirgsschles. ûwa, hûvl, wulf. Bei den Mitlauten ist auf das Verhalten zur zweiten Lautverschiebung zu achten (gemeint ist der Unterschied, der etwa zwischen plattdeutschem dat, up, perd, ik und hochdeutschem dass, auf, Pferd, ich besteht). p ist nach m und in ursprünglicher Verdoppelung nicht verschoben. Während es in der Schriftsprache heißt stampfen, Kopf, lautet es gebirgsschles. štompa, khôp. Älteres d ist wohl sonst zu t geworden, auch nach r, nicht aber nach l und n, es heißt wohl das schriftdeutsche Tag, Garten im Gebirgsschles. tāk, gôrtn, aber für alte, hinten steht āle (das aus ālde entstanden ist), hinda. Für das anlautende b und d stehen stimmhafte Laute in den schlesischen Mundarten, aber in gewissen Wörtern nur p und t, z. B. paur Bauer, pukl Buckel, pûš Busch, Wald, tôcht Docht, tauznt tausend. Es muß noch einmal ausdrücklich betont werden, daß die gleichen Feststellungen auch für die übrigen schles. Teilmundarten gemacht werden können, daß das Gebirgsschlesische nach Unwerths Beispiele nur als zentral gelegene Mundart herausgegriffen worden ist.

Die reichsschlesischen Mundarten hat Unwerth eingeteilt in Stamm- und Diphthongierungsmundarten. Stammundarten nannte er diejenigen, die den im Schlesischen entwickelten Selbstlautestand im großen und ganzen bewahrt haben, Diphthongierungsmundarten diejenigen, die hier durch Zerdehnungen weiter gegangen sind. Letztere werden heute im Raume zwischen Grünberg-Breslau-Bernstadt einerseits im Westen bis zum Bober etwa bei Sprottau und Liegnitz, anderseits im Osten bis zur polnischen Sprach-

[1] Ich verwende der Einheitlichkeit halber die von Unwerth gebrauchte Lautschrift. z gibt den stimmhaften s-Laut wieder (wie in bühnendeutschem Rose).

grenze gesprochen. Hier heißt es etwa im Glogauer Kreis aibr über, naut Not, naus Nuß, šnait Schnitte, šnêdn schneiden, hōs Haus, wo das Gebirgsschles. îbr, nût, nûs, šnîte, šnaidn, haus spricht. Die Unterschiede sind also ganz deutlich und fallen merklich ins Ohr. Doch muß erwähnt werden, daß im Diphthongierungsgebiete Unterschiede bestehen. Im Grünberger Kreise heißen die eben genannten Wörter êbr, nôt oder néût, nôs, šnête, šnēdn, hōs. Die Stammundarten werden in den Sudeten, im Gebirgsvorlande und der Lausitz gesprochen. Hier trennt das Gebirgsschlesische, das in den nördlich der Grafschaft Glatz liegenden schlesischen Sudeten und ihrem Vorlande, besonders im Riesengebirge gilt, das Lausitzisch-Schlesische in zwei Hälften, wobei die eine die Mundart der Lausitzen samt den anschließenden Gebieten, die andere die östlich vom Gebirgsschlesischen liegende Landschaft umfaßt. Das Hauptmerkmal der Gebirgsmundart ist das auch sofort auffallende -a für -n, z. B. baisa beißen. Mit dem Gebirgsschlesischen steht in näherer Verbindung das Glätzische, das außerdem dazu neigt, Selbstlaute vor r offen auszusprechen (es heißt z. B. glätzisch jōr gegenüber gebirgsschles. jûr Jahr). Im Lausitzisch-Schles. steht -n (baisn).

In den Sudetenländern gehört das Gebiet von Brüx-Teplitz-Schönau bis gegen Langenau-Auscha mit dem Osterzgebirgischen zusammen (hier heißt es pōch Bach, hoke Hacke). Das übrige Nordböhmen bis in die Gegend von Rochlitz im westlichen Südabhang des Riesengebirges stimmt zum Lausitzischen. Dann aber folgt ein Gebiet anders gestalteter Mundart, das selber freilich nicht einheitliche Ostböhmen, das am nächsten mit dem Nordmährischen verwandt ist. Hier heißt es z. B. ondr ander, zolts Salz, hoke Hacke, während es im übrigen Schlesischen andr, zalts, hake lautet. Das Braunauer Ländchen, die deutschen Gemeinden im Adlergebirge und der nordmährische Bezirk Schildberg schließen sich ans Glätzische an. Das Oppaland spricht mehrere dem Gebirgsschlesischen nahe stehenden Mundarten. Im Osten bestehen Übergänge zu der um Katscher gesprochenen Mundart (hier heißt es tsêch Ziege, fende finden, mîel Mühle). Auf die Übereinstimmung des Nordmährischen mit dem Ostböhmischen um Hohenelbe wurde schon hingewiesen. Eine besondere Mundart wird im Kuhländchen gesprochen, wo es tōk Tag, akr Acker, têš Tisch, grûos groß, gōerf Garbe heißt. Eine Übersicht über diese schlesischen Untermundarten gewährt die Skizze. Aus der großen Menge von abwechselnden Einzelheiten konnten hier natürlich nur einige wenige herausgegriffen werden. Es muß der Hinweis genügen, daß trotzdem die Gemeinsamkeiten deutlich eine große Sprachlandschaft zusammenschließen.

Es ist auch möglich, zwischen Nord- und Südschlesisch Besonderheiten zu unterscheiden. Das Lausitzisch-Schlesische und die Diphthongierungsmundarten zeigen einen Übergang von nd zu η nach i und u, sprechen z. B. fiη finden, gefuη gefunden. Das Gebirgsschlesische und Glätzische zeigen nur leise Ansätze dazu in hellerer Aussprache des n,

während die sudetenschlesischen Mundarten nd kennen. Ausgenommen sind hier nur der Friedländer Zipfel in Nordböhmen, der mit dem Norden geht und gewisse Wörter, die weiter nach Westen und Süden reichen, z. B. hiηr für Hühner, das man im Rumburger Zipfel Nordböhmens hört, oder tseηst längs (das aus ze endes entstanden ist), das ziemlich weit in Nordböhmen verbreitet ist. Die Neigung des Glätzischen, die Selbstlaute vor r offen auszusprechen, wiederholt sich in Ostböhmen und Nordmähren, z. T. auch im Oppalande.

Wie ist nun diese schlesische Sprachlandschaft entstanden? War es von jeher so, daß diese Verschiedenheiten gegolten haben oder haben sie sich erst im Laufe der Zeit entwickelt? Um diese Frage entscheiden zu können, muß kurz das Entstehen des Deutsch-Schlesiertums in Erinnerung gebracht werden.

Als die Markomannen und Quaden im 5. und 6. Jahrhundert aus Böhmen und Mähren, die wandalischen Stämme in der gleichen Zeit aus Schlesien fortgezogen waren, siedelten sich hier allmählich slawische Stämme an. Die Reste der früheren germanischen Bewohner, die sich in den fruchtbaren Gebieten der drei Länder, in Schlesien besonders um den Zobtenberg, eine gewisse Zeit noch behauptet haben, wurden schließlich von den zahlenmäßig überlegenen Slawen aufgesogen. Am Ende des 12. Jahrhunderts beginnt in unseren Ländern die deutsche Wiederbesiedlung. Es tauchen deutsch sprechende Personen auf, deutsche Ortsnamen stellen sich ein, vom deutschen Recht wird in den Urkunden gesprochen. Es wird uns aber nicht gesagt, woher denn eigentlich dieses Deutschtum stammt, aus welchen Gegenden Altdeutschlands oder des in früherer Zeit schon kolonisierten Landes zwischen Elbe und Saale diese Deutschen nach Osten gezogen sind. Es liegt daher die Frage nahe, ob nicht die Verschiedenheit innerhalb der heutigen schlesischen Sprachgemeinschaft auf eine solche der ersten Besiedler zurückgeht. Weinhold suchte seinerzeit[2] diese Fragen, die das mittelalterliche Besiedlungsproblem Schlesiens bietet, zu lösen, indem er die Mundart, dazu einige vermutlich nach Osten aus der Heimat übertragene Namen und das oft bezeugte flämische und fränkische Recht heranzog. Er glaubte auch das Dasein niederdeutscher Wörter feststellen zu können. Gerade hier befinden wir uns aber auf äußerst schwankendem Boden, solange nicht die Wortgeographie soweit ausgebaut ist, daß wir das ganze Verbreitungsgebiet der einzelnen Wörter und die die Veränderung bedingenden Gründe kennen. Weinhold glaubte ein starkes Vorwiegen des Ostfränkischen, für die Gesamtheit aber eine der mitteldeutschen voranliegende niederdeutsche Einwanderung annehmen zu können, Folgerungen, die noch heute in Schlesien geglaubt werden. So anregend Weinholds Versuch war, so wenig Vertrauen kann heute ihre Methode erwecken. In jüngster Zeit hat

[2] K. Weinhold, Die Verbreitung und die Herkunft der Deutschen in Schlesien, 1887.

es Jungandreas[3] unternommen, die Mundarten für die Heimatbestimmung auszuwerten. Er trachtet durch Vergleichung der einzelnen Laute unter möglichster Berücksichtigung altschlesischer Schreibungen den Anteil der deutschen Stämme an der Besiedlung Schlesiens zu bestimmen. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, daß die wesentlichen Züge der schlesischen Mundart zur Zeit der Besiedlung schon dagewesen seien. Es gelingt ihm tatsächlich, Weinholds Ergebnisse in wesentlichen Punkten zu verbessern, den überragenden Einfluß thüringisch-meißnischer Elemente klarzulegen, weiterhin die Beteiligung hessischer Elemente in den Sudeten und bayrischer hauptsächlich im Süden des schlesischen Raumes wahrscheinlich zu machen, die niederdeutschen und ostfränkischen Besiedlerteile von der überragenden Stellung, die ihnen Weinhold eingeräumt hatte, herabzudrücken. Im einzelnen sind aber viele Vorbehalte zu machen. Untersuchungen über Mundart und Herkunft junger Mischsiedlungen, z. B. der pfälzischen Kolonie am Niederrhein, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts begründet worden ist und wo sich die Herkunft auf grund der Ansiedlungsverhandlungen, Taufmatriken usw. feststellen läßt, haben ergeben, daß die Mundartvergleichung wohl dazu fähig macht, als Heimat die Rheinpfalz zu bestimmen, nicht aber weiter zu gehen. Die heutige Mundart der pfälzischen Kolonie wiederholt sich in der Pfalz in einem Amte, das sicher an der jungen Gründung unbeteiligt war. Die Erklärung liegt darin, daß nicht nur durch die Verschmelzung von hauptsächlich zwei Mundarten eine neue in der Kolonie entstanden ist, sondern daß sich auch die Mundarten des Altlandes in der kurzen Zeit von 150 Jahren verändert haben. Um so größeres Mißtrauen wird man gegen allzugenaue Heimatbestimmung auf grund moderner Mundartenvergleichung hegen müssen.

Zunächst mußte sicher beim Zusammenwohnen verschiedenmundartlicher Personen ein Ausgleich eintreten. Nun zeigt die trotz aller Verschiedenheit doch auffallende Einheitlichkeit des schlesischen Raumes, daß die Ausgleichsgrundlage im großen und ganzen gleich gewesen sein wird. Wohl aber dürfte manche Verschiedenheit der Einzellandschaften auf Verschiedenheit der Mischungskomponenten zurückzuführen sein. Wenn wir im Nordschlesischen den oben angeführten Wandel von nd zu η nach i und u finden, im Süden aber nicht oder nur in Spuren, so liegt eine Erklärung in unserem Sinne deshalb nahe, weil diese Veränderung alt ist, schon im 14. Jahrhundert in Schlesien, im Westen noch früher nachgewiesen werden kann und eine ununterbrochene Verbindung durch Nordmitteldeutschland bis an den Mittelrhein besteht. Im Nordschlesischen sind nd-Sprecher den η-Sprechern unterlegen, im Süden war es umgekehrt. Ein anderer Fall: Wenn wir feststellen konnten, daß im ganzen schlesischen Raume d nach l und n unverschoben, d. h. d geblieben ist, so ist auch diese Erscheinung brauchbar

[3] W. Jungandreas, Beiträge zur Erforschung der Besiedlung Schlesiens und zur Entwicklungsgeschichte der schlesischen Mundart (Wort und Brauch, 17. Heft, Breslau 1928).

für die Heimatfrage, weil sie alt, schon im 14. Jahrhundert nachweisbar ist und weil sich zeigen läßt, daß im mitteldeutschen Altlande zur Abwanderungszeit die Verschiebung des d nach r schon durchgeführt war, nach l und n aber erst nachher eingetreten ist. Die oberdeutschen Siedler, die mit anderer Aussprache nach dem mitteldeutschen Osten gekommen sind, haben diese Eigenschaft zu Gunsten der Mehrheitsaussprache aufgegeben.

Oben wurde vermerkt, daß a in gewissen Stellungen im gesamten Reichsschlesien, weiter im mittleren Nordböhmen nicht zu offenem o verdumpft worden ist. Es kommt die Stellung vor Kehllauten (k, g, ch), vor l + Zahnverschlußlaut (ld, lt) sowie n + Verschlußlaut (z. B. nd, nt, ng, nk) in Betracht. Nun sind das dieselben Laute, die im Schlesischen einer helleren Aussprache fähig sind, wie sich nach anderen Selbstlauten deutlich zeigt. Die Verdumpfung beginnt im 14. Jahrhundert und unterbleibt in unseren Stellungen, weil hier die hellere Aussprache des a geschützt war. Ostböhmen und Nordmähren aber verhalten sich anders und zwar auch schon in alter Zeit. Wir müssen annehmen, daß hier die Mehrheit der Siedler die genannten Mitlaute und Mitlautverbindungen weniger hell ausgesprochen hat, so daß Verdumpfung allgemein eintreten konnte. Es kommen dafür bayrische Einflüsse in Betracht, da in der bayrischen Mundart die Verdumpfung des a im 14. Jahrhundert allgemein durchdringt. Dadurch gelangen wir zur Feststellung, daß in diesem Gebiete stärkere bayrische Einflüsse gewirkt haben als im Norden, was sich aus der größeren Nähe Bayerns übrigens verstehen läßt. Daß dieser Umstand wirklich von Bedeutung ist, sieht man aus dem Verhalten einiger Übergangssprachinseln. Im Schönhengstgau wird für a durchwegs offenes o gesprochen, in der Kremnitz-Deutschprobener Sprachinsel aber wiederholen sich die schlesisch-ostböhmisch-nordmährischen Verschiedenheiten.

Ein Beispiel, das für unsere Zwecke nicht brauchbar ist, ist die Veränderung von altem tw- zu kw- oder tsw-. Im Mittelalter hieß es twingen, twirl, gleichgültig, ob Mitteldeutsche oder Oberdeutsche sprachen. Im 15. Jahrhundert nun wurde im Süden Deutschlands tw- zu tsw-, in Mitteldeutschland aber zu kw-. Die Schriftsprache kennt beides, verlangt zwingen, aber Quirl. Nun finden wir aber auch an einzelnen Orten der schlesischen Landschaft die Aussprache kwišn für zwischen. Es wäre aber ganz verkehrt zu glauben, daß hier eine alte direkte Verbindung etwa mit gewissen Harzgegenden bestünde, wo auch kwišn vorkommt. Dieses Wort kann beiderseits erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts aus twischen entstanden sein, das tatsächlich in altschlesischen Schreibungen belegt werden kann. Es handelt sich hier eben um einen gleichen Vorgang in Schlesien und Harz, ohne daß es notwendig und möglich ist, auf Siedlergemeinschaft des 13. Jahrhunderts daraus schließen zu können.

Handelt es sich um alte Eigentümlichkeiten, die sich durch geschichtliche und phonetische Beweise bis ins Mittelalter zurückverfolgen und mit gleichen Verhältnissen im mittel- oder oberdeutschen Altlande vorsichtig in Verbindung bringen lassen, so ist weiter zu bedenken, daß ein Kampf verschiedener Formen nicht immer mit dem Sieg der einen enden muß, daß das Ergebnis ein Drittes, Neues sein kann, das etwas von dem einen, etwas von dem anderen annimmt. Lehrreich ist dafür, wie sich im Gesamtschlesischen schließlich als Verkleinerung -l oder -la durchgesetzt hat (mādl, mādla Mädchen). Die ursprünglichen Verhältnisse waren hier eigentlich gar nicht darnach geartet, daß dieses Ergebnis hätte vorausgesehen werden können. Es gab in alter Zeit mehr Fälle, wo die Verkleinerungssilbe -chîn (die dem niederdeutschen -kîn und dem hochdeutschen -chen entspricht) verwendet wurde. Im 14. Jahrhundert wird gärtchin, fleckchin geschrieben und wurde sicher auch gesprochen. Wir finden nämlich noch heute Ortsnamen, die unsere Endung bewahrt haben, z. B. viele Hanichen neben Hain, so daß Hanichen oder Hainichen deutlich als Verkleinerung zu Hain zu erkennen ist oder im Friedländischen in Böhmen nebeneinander die Ortsnamen Mildenau und Mildeneichen, wobei das letztere nachweislich Klein-Mildenau bedeutet. Noch im 17. Jahrhundert wird -chen von M. Oppitz, Gryphius und W. Scherffer verwendet. Da es heute der echten Mundart fehlt, muß es einmal durch -l, -la verdrängt worden sein. Diese l-Verkleinerungen herrschen im Mittelalter bei uns, wenn auch nicht gänzlich, bei der Bildung von Kosenamen (z. B. Hensil, Frenczil, heute noch Familiennamen Hensel, Fränzel) und haben von hier aus, vermutlich verstärkt durch das Gebiet größerer bayrischer Einflüsse, allmählich, aber nicht vor dem 17. Jahrhundert, das ganze schlesische Sprachgebiet erobert. Wir haben wichtige Zeugnisse dafür, daß tatsächlich einmal ein Kampf zwischen -chen und -l, -la stattgefunden hat. In Nordböhmen treffen wir Bildungen wie îfchl kleiner Ofen, tîrchl kleine Tür, mätchl unverständiges Mädchen. Bekanntlich kennt auch die Schriftsprache doppelte Verkleinerungen, z. B. Mädelchen, wobei das Nebeneinander von Mädel und Mädchen zur Ausbildung von -elchen geführt hat. Ähnlich wird nun -chl zu erklären sein, indem -ch von -chen genommen und mit -l zu einem neuen Verkleinerungstypus, umgeformt wurde. Tatsächlich verläuft nicht allzuweit nordwestlich im Freistaat Sachsen die Grenze zwischen heutigem -l und -chen. Unsere Erklärung muß aber dann auch zutreffen, wenn wir im Oppalande Bildungen wie štaenichla Steinchen vorfinden. Das Gleiche gilt von der Bielitzer Sprachinsel. Das ist der Beweis für die Richtigkeit der hier vorgetragenen Anschauung, daß die Auseinandersetzung von -chen und -l tatsächlich im schlesischen Gebiet stattgefunden und der ganze Prozeß anscheinend mehrere Jahrhunderte gedauert hat. Im Osten hat es sich um ein Nebeneinander von -chen und -la gehandelt. Heute sind diese

-chl(a)-Verkleinerungen wieder im Zurückweichen, teils durch -l(a), teils, so in Nordböhmen, durch schriftdeutsche -chen-Formen bedroht.

Es gibt noch andere schöne Beispiele, wie solche Kompromisse geschlossen werden können. Für Veilchen gebraucht das Schlesische bekanntlich nicht die Schriftform, sondern die aus der mitteldeutschen Heimat mitgebrachte k-Form, z. B. felke, in Ostböhmen falk. Hier in Ostböhmen, im bayrischen Einflußgebiet, kommt daneben das sächliche fella vor. Ähnliches muß im Oppalande und der Grafschaft Glatz einmal bestanden haben, denn hier gilt die Additionsform felkla!

Ein verschiedener Ausgleich dürfte sich in der Aussprache des schriftdeutschen pf- im Anlaut vollzogen haben. Im größten Teil des Reichsschlesischen und zwar im Lausitzisch-Schlesischen, in den Diphthongierungsmundarten, im Oppalande, Kuhländchen, Hochpreußischen, in der Bielitzer und Schönwalder Sprachinsel, z. T. Nordmähren wird dafür f- gesprochen (z. B. für Pferd laus.-schles. fät), in Nordböhmen, Ostböhmen, Gebirgsschles. und Glätzischen aber pf- (pfät). f gilt nun aber auch im Freistaat Sachsen und in Thüringen, während in Hessen ph- (behauchtes p) die Regel ist. Haben nun im Mittelalter in Schlesien bayrische, thüringisch-meißnische und hessische Ansiedler nebeneinander gewohnt, so müssen pf- und ph-, vielleicht auch schon f- gleichzeitig gesprochen worden sein. Dann ist f- in den erstgenannten Gebieten ein Ausgleichsprodukt, das pf- und ph- verdrängt hat, während in den zuletzt genannten Landschaften pf- Sieger geblieben ist. Daß es dabei aber auch Neubildungen geben konnte, zeigen uns die Verhältnisse in der Iglauer Sprachinsel, wo man im Anlaut gar ein gf- gebraucht (z. B. gfunt Pfund). Das Gleiche gilt für die Sprachinsel Deutsch-Pilsen. Die Oberzips besitzt dafür wieder ein tf (tfore Pfarrer). Hier spricht die jüngere Generation f-, das also erst heute sich durchzusetzen beginnt, auf dem Wege zum schriftsprachlichen Laute näher ist als tf-. Es ist nur logisch, daß wir auch mit einem Nebeneinander von mpf und mp, pf und pp (in Wörtern wie Strumpf, Topf) rechnen, wobei pf von oberdeutschen Leuten gesprochen worden sein muß. Davon ist heute auf schlesischem Boden freilich nichts mehr zu bemerken, hier ist mp, pp allgemein durchgedrungen, wohl aber finden wir im Schönhengstgau mpf, pf noch im Westen gebraucht, im Osten aber und äußersten Nordwesten freilich schon von den schlesischen Formen verdrängt.

Auf welchem Gebiete setzt sich nun ein solcher Ausgleich oder eine solche Neuerung durch? Das Beispiel des auf die Oberzips beschränkten tf-, des in der Iglauer Sprachinsel geltenden gf- zeigt uns, daß der Sprachinselboden das Gebiet dieser Bildungen gewesen ist, also ein kulturell aufeinander angewiesenes Land. Die Verbreitung solcher Formen ist sonst durch die politischen Verwaltungsgrenzen älterer Zeiten gegeben gewesen, soweit es sich nicht um Veränderungen handelt, die diese Grenzen überspringen

konnten. Jahrhundertelang war die Bevölkerung genötigt, in diesen politischen Einheiten zu leben. Die Gutsherrschaften duldeten nicht das Wegheiraten aus ihren Gebieten, auch sonst bestanden Schranken genug, die es mit sich gebracht haben, daß die Zusammenhänge in den gegebenen Verwaltungseinheiten enger waren als heutzutage. Die moderne Dialektgeographie kann immer wieder feststellen, daß die Grenzen vieler mundartlicher Erscheinungen auf den Grenzen früherer und z. T. noch jetziger Verwaltungsbezirke verlaufen. Wo die Grenze der Grafschaft Glatz ging, hört heute die Masse der glätzischen Eigentümlichkeiten auf. Hat es einmal in einem engeren Gebiete Verschiedenheiten gegeben, so haben sie sich innerhalb der gegebenen Grenzen ausgeglichen. Das ist bei einer Vergleichung mit Zuständen im Altlande wohl zu beachten. Wir sind keineswegs imstande, das gesamte Verbreitungsgebiet einer heutigen Erscheinung mit einem ebensolchen im Westen der Elbe zu vergleichen, so lange wir nicht die beiderseitige Ausdehnung in früherer Zeit kennen. Wir würden notwendig Irrtümer begehen müssen, wenn wir den heutigen Verbreitungsumfang einer lautlichen Einzelheit ohne weiteres in das Mittelalter zurückprojizieren.

Ein Beispiel möge das verdeutlichen. In der Stadt Bielitz und einigen Dörfern dieser Sprachinsel sprechen die alten Leute dot für daß, etta jetzt, det dies. In Wilhelmsau in derselben Sprachinsel gibt es doda daß du, et jetzt. Die gleiche Besonderheit — es sind Ausnahmen der hochdeutschen Lautverschiebung — gilt heute in der kölnischen Mundart. Ist man aber daraus berechtigt zu schließen, daß in der Bielitzer Sprachinsel kölnische Einwanderer eine große Rolle gespielt haben, eine größere als in den anderen schlesischen Gegenden? Nein, denn im Mittelalter sind die gleichen Ausnahmen auch auf hessischem und thüringischem Boden bezeugt, sie fehlen zwar anscheinend in Schlesien, tauchen aber in der mitteldeutschen Ordenssprache des Nikolaus von Jeroschin auf, der in Ostpreußen geschrieben hat. Es ist nur der Schluß erlaubt, daß sich in der Bielitzer Sprachinsel eine früher weiter verbreitete Aussprache bis heute unter günstigen Umständen behauptet hat, weil Sprachinseln volkskundliches und sprachliches Gut treuer bewahren können als andere Landschaften. Wir dürfen vorsichtig nur sagen, daß hierher Ansiedler aus dem Verbreitungsgebiete der dat, dit usw. des 13. Jahrhunderts gekommen sind. Da die Siebenbürger Sachsen die gleiche Besonderheit besitzen, so wird die Wanderung nach Siebenbürgen wohl durch Schlesien hindurchgegangen sein, zumal die geographischen Zusammenhänge darauf deuten, ohne daß wir aber wieder ein Zurückbleiben siebenbürgischer Ostfahrer in Schlesien behaupten dürfen.

Es herrscht und herrschte auf dem Gebiet der schlesischen Sprachlandschaft ein sprachliches Leben, das Veränderungen im kleinen und großen schuf. Keine Landschaft — nicht einmal die Sprachinseln — ist isoliert ihrer Nachbarschaft gegenüber und Einflüssen in größerem oder kleinerem Maße zugänglich. Der Verkehr ist der Träger der

Neuerung, wozu das Nachahmungsbedürfnis tritt. Die Sprache der höheren Stände ist seit jeher ebenso vorbildlich gewesen wie ihr Lied, ihre Tracht, ihre anderen Sitten. Was als feiner gilt, findet heute noch leicht seinen Weg von der Stadt auf das Dorf, von einer Gegend in die andere. Das bekannteste Beispiel aus der Sprachgeschichte sind die mittleren Rheinlande, die seit dem Mittelalter, besonders aber seit dem Ausgang dieser Periode, durch südliche Strömungen so umgestaltet worden sind, daß sich die ursprünglich niederdeutsche Grundlage in eine mitteldeutsche verwandelt hat. Auch Schlesien ist nicht isoliert geblieben, obwohl die keilförmige Erstreckung ins Slawenland eine gewisse Abtrennung vom Mutterland bedingen mußte. Der Zusammenhang mit Böhmen-Mähren und damit Österreich einerseits, die Beteiligung bayrischer Siedlerelemente anderseits haben, besonders in der Zeit des politischen Einflusses Böhmens, im 14. Jahrhundert südlichen Neuerungen den Weg nach Norden geöffnet. Wenigstens die Anfänge der Zerdehnung der mittelhochdeutschen Laute î û iu (vgl. mittelhochd. wîn, hûs, liute zu schriftdeutschem Wein, Haus, Leute) könnten von den bayrischen Ansiedlern mitgebracht worden sein, der Anstoß zur Durchsetzung aber scheint im 14. Jahrhundert von einer Strömung vom Süden zu kommen, da Landschaften wie Ostschwaben, Ostfranken, Meißen usw. sich anschließen. Das älteste Schlesisch, das für altes hs ein ss sprach (z. B. Dressler für Drechsler), hat seit dem späten 14. Jahrhundert dafür das heute in der Schriftsprache herrschende aus Bayern stammende ks (chs geschrieben, vgl. Fuchs, gesprochen fuks) eingeführt. Nur Reste (z. B. der Familienname Dressler, das mundartliche daistl für Deichsel u. a.) verraten noch die ältere Sprechweise. Auch das gebirgsschles.-glätzische und z. T. in Ostböhmen-Nordmähren verbreitete -a für -en, -la für -lein scheint mit solchen Einflüssen zusammenzuhängen, da es im Bayrischen ebenfalls belegt und dort, wo bayrische Einflüsse deutlicher hervortreten, zu finden ist. Freilich ist die geschichtliche Stütze noch zu liefern.

Klarer tritt eine seit dem Ausgang des Mittelalters hervortretende West-Ostströmung vor die Augen, die obersächsisches, z. T. mit der Schriftsprache übereinstimmendes Sprachgut nach Osten getragen hat. Ihr Weg ist die alte Handelsstraße von Leipzig über Dresden nach Görlitz-Breslau. Sie hat das schon erwähnte mitteldeutsche kw- mitgeführt, sie hat aber auch schließlich die mit dem Schriftdeutschen zusammengehende Aussprache Schwein, Haus für mittelhochd. swîn, hûs gegenüber den in den Diphthongierungsmundarten geltenden švēn, hōs durchgesetzt. Diese Eigentümlichkeit hat nämlich früher bedeutend weiter nach Süden gereicht als heute. Noch jetzt wird im Friedländer Zipfel Nordböhmens švēn, hōs gesprochen, nördlich davon aber švain, haus. Doch gibt es hier noch Orte, die die Aussprache mit ē, ō kennen. Das Friedländer Land ist also durch die West-Ostströmung isoliert worden. Ähnlich ist für früheres belt, foks, möller (mit geschlossenen Selbstlauten) die „feinere“

Aussprache Bild, Fuchs, Müller eingebürgert worden. Ein wohl für unvornehm oder gar polnisch gehaltenes dunkles l wurde durch das in der Schriftsprache herrschende verdrängt — im Friedländer Zipfel ist es wieder bewahrt geblieben. Das einst weit verbreitete nau, getrau ist seit derselben Zeit durch das schriftsprachliche neu, getreu ersetzt worden, nur in alten Orts- und Familiennamen finden wir noch nau (Naumann, Naumburg). Diese Strömung, die von Sachsen her wirkt, hat also westliches Kulturgut längs des Nordrandes der Sudeten nach Osten vorgetragen und älteres einheimisches zurückgedrängt. Es ist dadurch erst die heutige Begrenzung der Diphthongierungsmundarten, aber auch die der anderen Mundarten erzielt worden. Es ist leicht begreiflich, daß diese Strömungen unbedingt in Rechnung zu stellen sind, wenn wir die schlesischen Teilmundarten mit anderen deutschen Dialekten vergleichen wollen. Werden sie nicht berücksichtigt, muß sich notwendig ein falsches Bild ergeben.

Noch etwas Anderes wird aber dadurch klar. Es gibt Gebiete, wo größere und raschere Veränderungen vor sich gehen und andere, die ältere Zustände besser bewahren. Nördlich der Sudeten liegt das von den Strömungen stärker erfaßte Land, da hier die wichtigen Straßen durchgehen. In den Gebirgen, besonders in den Sudetenländern, herrschen etwas zurückgebliebene Mundarten. Solche Gebirgsgegenden waren eben dem Verkehr mehr entrückt. Sie bewahren ja alles Volksgut länger, darum auch die Mundart. Das Gleiche trifft für die Sprachinseln zu, die die Isolierung durch die fremdsprachliche Umgebung, das Entrücktsein von den großen Weltstraßen in eine konservativere Stellung gedrängt hat. Nicht daß hierher keine Neuerungen kämen! Aber ihre Kraft ist geschwächt, die Wirkung stellt sich später ein. Für das Studium der schlesischen Mundarten aber erhellt daraus die wichtige Lehre, daß wir in diesen konservativeren Gebieten mehr Altschlesisches erwarten dürfen als in den Hauptverkehrslandschaften. Hier müssen besonders genaue Untersuchungen einsetzen und mit den Aufschlüssen, die die vergleichende geographische Betrachtung sowie die Auswertung alter Schreibungen gewähren, kombiniert werden. Schönwald bei Gleiwitz kennt noch -chen als -cha (tepecha Töpfchen) zur Bildung von Verkleinerungen, spricht noch altes tv (tvāre quer), für i, u, ü gelten geschlossene e- und o-Laute. Das dunkle l ist nicht nur in den Diphthongierungsmundarten und dem Friedländer Gebiete, sondern auch in den Sprachinseln, im Kuhländchen, im mährischen Theßtale beannt. Die Herausarbeitung dieser Begriffe der Restlandschaften und Sprachströmunga hat eben erst begonnen und verspricht noch manche schöne Ausbeute in der Zukunft.

Vor unseren Augen spielen sich junge sprachliche Verdrängunen ab, die lehrreich für das Schicksal der Untermundarten wie des Gesamtschlesischen ind. In der Grafschaft Glatz gewinnen Formen wie trēn tragen, getsēn gezogen an Boden und bald werden Aussprachen wie trōen, getsōen noch mehr eingeschränkt sein, als sie es heute schon

sind. Nur der Süden der Grafschaft und einzelne Dörfer im Braunauer Ländchen in Ostböhmen und im Adlergebirge kennen noch die ältere Aussprache: sie sind die Rückzugsgebiete des glätzischen Raumes! Anderorts werden frōin fragen, zōin sagen durch das für feiner gehaltene frôn, zôn beseitigt. In Nordböhmen und den Städten überhaupt gelten obersächsische Formen für vornehmer als die noch bei den Bauern gesprochenen. Wo das Land noch glêva für glauben gebraucht, sagt der Städter vielleicht schon glôbm. Besonders im Westen des Schlesischen, in Nordböhmen und der sächsischen Lausitz bröckelt schon seit Jahrhunderten der schlesische Dialekt ab und dringt immer mehr das Obersächsische vor. Das schlesische Gebiet schrumpft also ein! Es ist ein unaufhaltbarer Prozeß, unmerklich dem flüchtigen, fühlbar aber dem aufmerksamen Blick. Wieder ergibt sich daraus aber eine wertvolle Folgerung für die Geschichte der schlesischen Sprachgemeinschaft: sie hat in früheren Zeiten weiter nach Westen gereicht! Durch solche Beobachtungen kommt Leben in die anscheinend starre sprachliche Masse.

Die Mundart ist nur eine Seite des Volksgutes, aber nicht die unbedeutendste. Wer das Volk liebt, muß seine Mundart achten. In der Fremde erweckt sie Sehnsucht nach der Heimat. Sie verdient nicht die Geringschätzung, die man heute noch ihr entgegenbringt. Gewiß, die Schriftsprache ist notwendig, und wenn sie nicht da wäre, müßte sie schleunigst geschaffen werden. Deswegen kann aber im häuslichen und örtlichen Verkehr die Mundart bestehen bleiben. Sie ist das Echte, die Schriftsprache das Künstliche. Sie zu hegen bedeutet Volksgut pflegen!

Ein Dichterbekenntnis zur heimischen Mundart

Hans Christoph Kaergel,

geboren in Striegau am 6. Februar 1889.

Es gibt für mich nur eine Brücke zur Heimat, das ist die Mundart. In ihrem Klange allein wird mir das Geheimnis offenbar, das zwischen der Erde und der Sprache der Menschen besteht. Ein Dichter, der nicht die Melodie der erdgewordenen Sprache in sich trägt, wird wohl auch nie die letzte Offenbarung der Natur empfangen. Die schlesische Mundart ist für mich ein nie versiegender Quell ursprünglichen Lebens. Deshalb muß ich ihr mit tiefster Hingabe freudig in meinen Vorträgen dienen und in meiner Zeitschrift „Wir Schlesier“ ihr immer wieder liebend Geltung verschaffen.

Brauchtumslieder und Sprüche im Jahreslauf bei den Schlesiern der Sudetenländer

Von Dr. Emil Lehmann

Auch in Böhmen, Mähren und Schlesien, den von Deutschen und Tschechen gemeinsam bewohnten Ländern, erweisen sich die schlesischen Deutschen als ein sangesfroher und spielfreudiger Stamm. Ein reiches Brauchtum belebte die sauberen, wasserdurchplätscherten Waldhufendörfer, die sie hier fast ausschließlich bewohnen. Und es ist nicht schwer, bezeichnende Proben von Liedern und Sprüchen aus den verschiedensten Bezirken — von Nord- und Ostböhmen bis zum Altvatergebiet und zum Kuhländchen — zusammenzubringen, in denen das Jahresbrauchtum seinen Ausdruck gefunden hat. Mit dem traulichen Klang der Mundart grüßt uns in ihnen die Art dieses Stammes, der ebenso treu an Heimat und Herkommen hängt wie er weit in die Welt auszugreifen gewohnt ist, grüßt uns der Geist, die Stimmung, die in den balkengefügten Gebirgshäuschen waltet, die in den langgestreckten Reihendörfern Alt und Jung zur Gemeinde vereinigt.

Sommersingen und Todaustragen.

Das Sommersingen war allenthalben üblich. Es fand zumeist am dritten Sonntag vor Ostern statt. Mit einem festlich geschmückten „Maibäumchen" gingen die Mädchen von Haus zu Haus „maidern", wie man im mittleren Nordmähren sagte. Das Lied, das dabei gesungen wurde, liegt in vielerlei Formen vor; im Riesengebirgsland, bei Trautenau, lautete es so:

Mir kumma mi'm Summer reigetrata:
Mir hon eich nej umsunst gebata.
Zum Summer und zum Meja
Die Bliemlan ollerleja,
Die Zweichlan voller Bliemelein:
Der liebe Gott werd bei uns sein.
Dort duwa of sem Throne,
Do singa die Engalan schone.

Kleine Fischlan, kleine Fischlan
Schwimma ei dam Teichla;
Rute Rieslan, rute Rieslan
Wachsa of dam Streichla;
Weiße Lilja, weiße Lilja
Wachsa of dam Stengel:

Der Herr is schien, der Herr is schien,
Die Frau is wie a Engel.

Dos Töchtala is hiebsch un fein,
Se trät a seidnes Tücherlein,
Se lät dos Tichla fliecha:
Se werd en Schamster* kriecha.
Der Herr is hüsch, die Frau is fein,
Se trorn vu Gold a Ringelein.
Der Herr sitzt of da Ufenbank
A hot a Geldsack ei da Hand.

A werd sich's nej bedenka,
Zum Summer uns wos schenka.

Kürzere Lieder aus anderen Gegenden erscheinen oft nur wie Bruchstücke. Aus dem südlichsten Adlergebirgsdorf, aus Neudorf bei Landskron, haben wir folgende Fassung:

Rute Rusa, rute Rusa
Wachsa of am Stengel;
Der Herr is schien, der Herr is schien,
Die Frau is wie a Engel.

Der Herr, der hot 'n bloa Rock,
De Frau, die hot 'n Groschatog;
Sie wat sich wul bedenka
On ons a Gröschla schenka.

Gott verleih 'r a langes Laba!

Ähnliche Sprüchlein greifen auch auf das Schönhengster Land über, das zwar sprachlich nicht mehr zum Schlesischen gehört, im Brauchtum jedoch übereinstimmt. Eine Reichenberger Fassung zeigt uns noch die alte Verbundenheit des Maisingens mit dem Todaustragen, die sich im Tschechischen erhalten hat, während bei uns sonst beide Bräuche auseinander getreten und den beiden Geschlechtern zugewiesen worden sind.

Mej, lieber Mej,
Beschier uns Kas und Ej,
Ejne gude Pottermäcke,
Doß mr könn de Kucha kleckn!

* Freier

Schie Haus, schie Haus,
Guckt ejne schiene Jumpfr raus,
Word sich wull bedenk'n,
Word uns wull wos schenk'n:
Ej Schouk, zwej Schouk,
Hundert Gölden drönne.

'n Tud, 'n honn mr nausgetrieben,
'n lieben Summer brengn mr wiedr;
'n Mej steckn mr ai de Are,
Doß mr reich und selich warn.

Nach dem Schlußwort wäre das Maibäumchen in die Erde gesteckt worden wie der große Maibaum, der aber gewöhnlich erst am 1. Mai aufgerichtet und ein paar Wochen später mit einem breit ausgesponnenen Spiel gefällt worden ist. Auch ein Spruch aus dem Adlergebirge bezeugt die alte Zusammengehörigkeit der beiden Bräuche. Zum Todaustragen wurde bei Mähr.-Neustadt das Lied von Jesus und den Juden gesungen; oder es wurde, unweit davon, bei Markersdorf, eine Puppe wie ein Mädchen angezogen und von Mädchen von Haus zu Haus getragen mit dem Liedchen:

Was tragen wir? Was tragen wir?
Alleluja,
Den ledigen Tod begraben wir.
Gelobt sei Jesus und Maria!

Die folgenden Strophen sind Spottreime, die bei jedem Hof etwas anderes herausgreifen, z. B.:

Beim Schmied, dou hout's a hohe Birk,
Alleluja,
De Schmiedin is och a Mariabild!
Gelobt sei Jesus und Maria!

Beim ... dou hout's an groß'n Hohm,
Alleluja,
Die Anna hätt so garn an Mon!
Gelobt sei Jesus und Maria!

Zum Schluß wurde die Puppe verbrannt.

Wenn dieses vorösterliche Maiensingen und Todaustragen mit dem Maibaum des Maimonats ursprünglich zusammengehörte, so könnte diese Einheit, die auch R. Wagner (Ostböhmische Heimat, 1928) hervorhebt, wie ich in meiner „Sudetendeutschen Volkskunde" angegeben habe, durch das dazwischen fallende kirchliche Osterfest zerteilt worden sein.

Osterbräuche.

Das Osterfest beginnt am Palmsonntag mit der Palmenweihe. Vom Gründonnerstag an müssen die Jungen mit ihren Ratschen und Klappern das Glockengeläute ersetzen. Die Mädchen zogen mit dem Spruch umher (Hermsdorf bei Braunau):

Gelobt seist Chrest zom Griendoonerschtiche!
Seid gebaata em'n Hoonichschniete!
On a Ei derzunne,
Do seid er 'n hiebsche Muhme!
Lott mich ne zo lange stiehn,
Ich muß nooch a Hoisla wetter giehn.

Daß dieser Tag auch sonst noch im Brauchtum seine Bedeutung hatte, das sei durch ein Sprüchlein aus Römerstadt belegt:

Heute ist der grüne Donnerstag,
Daß Schlange und Natter vor mir erschrak.
Wenn sie mich wer'n schmecken, riechen,
Wenn sie gleich hundert Meilen in die Erd neikriechen.

Zu einem Hauptspaß für die Jugend ist das Schmeckostern des Ostermontags geworden. Recht anschaulich schildert uns ein Spruch aus unserem Schlesierländchen diesen alten Fruchtbarkeitszauber:

Etz komb'r zu dan liba Ustan —
Lott daos Tächtala a wing schmackustan:

Denne, denne em a Koop,
Daoß de dinkst, 's is a Klieslatoop!

Denne, denne em a Recka,
Daoß dich nie de Berda drecka!

Denne, denne em de Orma,
Daoß dich lannst dr Lait drborma!

Denne, denne em de Hand,
Daoß de Laite waan drkannt!

Denne, denne em de Fissa,
Daoß de lannst de Alda grissa!

Madle, Madle, loß dich peitschen,
Doß dich ne de Flöhlen beißen!
Gib mir an Kuchen und a Ei
Und a Stückle Zugab!

Der letzte April gilt der Hexenvertreibung. Da singt man in Proschwitz bei Hohenelbe am Wolprobent, dem Walpurgisabend:

Johannes, sponn o!
Drei Kotz'n voro!
Drei Meislan voraus!
Johannes uben drauf,
Dan Blocksbarg nauf!

Nun erst ist die Bahn frei für die Segenskräfte des Sommers.

Sommerlust.

Sobald die Bäume in Saft kommen, machen sich die Jungen Pfeifeln, wozu sie die uralten Bastlösereime sprechen; es sind ihrer auch bei uns viele erhalten. Der von Frendenthal lautet:

Pfiepla, Feifla, gut gerot'n,
Ei dr Mett an Pottrknot'n!
Wenn d' mr nie gerotst,
Schmeiß ich dich ein Grobn,
Fraß'n dich die Roben,
Schmeiß ich dich ein Templ,
Fraß'n dich de Gempl,
Schmeiß ich dich ein Teich,
Fraß'n dich de Wassermäus,
Schmeiß ich dich ein Wald,
Holt dich der Kuckuck bald!

Wie innig sich hernach alles Denken und Wünschen des Landvolks dem Wachstum und Gedeihen der Feldfrüchte zuwendet, das bekunden die verschiedenen Segenssprüche, die sich erhalten haben. Ein solcher Gruß steckt sicher auch im Anfang des Liedes

Blüh auf, blüh auf, mei Summerkorn,
Ich hab wohl heut mein Schatz verlor'n ...

Am zartesten und ergreifendsten wandte man sich an den blaublütigen Flachs; der schönste dieser Flachssegen ist der aus dem Schönhengstgau:

Ich grüße dich, mein lieber Flachs!
Tu nimmer nix, wie immer wachs,
Long wie a Weid',
Klor wie a Seid',
Der Mutter Gottes auf a Kleid!

Schon am Mathäustag umtanzten die Kinder, nur mit dem Hemd bekleidet, die Obstbäume — auch im Schönhengster Lande — und segneten sie:

O mei lieber Mothstog,
Wie weit mei Hol (Hall) gieht:
Bos ahinter in de Leit:
Doß olls bekleidt,
Doß gor nix nockert bleit,
Doß olla Bam Obest trogn!

Was dem Gedeihen schaden könnte, das wünschen sie fort: den Nebel, den Regen (in Römerstadt):

Nabel, Nabel,
Schweng dich of die Gabel!
Schweng dich auf zur Himmelstür,
Loß de liebe Sonn afier!

Sonnarän!
Gieh ahäm!
Gieh eis liebe Glockenhaus,
Laß de Sunne raus!

Sie singen die fliegenden und leuchtenden Tierlein an, den „Sommerkäfer", wie überall in Deutschland; so bei Hohenelbe:

Summakerwla, fliech!
Der Votr is im Kriech,
Die Muttr is eis Pummerlond,
Brengt ons jedm a Wiechnbond.

So heißt es hier in der Schlußzeile statt des sonstigen: „Pommerland ist abgebrannt". Vielleicht wird hier dieser Landesname mit „Pummer" für Kind zusammengebracht, wie es in verschiedenen Sprüchen heißt: „Ich bin a klener Pummer!" Das würde dann die Brücke zum „Wiegenband" schaffen.

An die Sonne selbst richtet sich ein Spruch, der bei den Deutschen in der Zips, in unseren slowakischen Gebieten, erhalten ist:

Sonne, Sonne, scheine
Bis of Kathreine,
Die ejne sengt,
Die andere sprengt,
Die drette hält
Es himmlische Kend.

Das Pfingstfest ist in unseren schlesischen Gebieten weniger mit Volksbräuchen ausgestattet als im Böhmerwald und im Egerland. Es ist vorwiegend ein Fest kirchlichen Gepränges ebenso wie der Fronleichnamstag mit seinem Festumzug. Die Sonnwendfeier wurde erst seit den letzten Jahrzehnten auf den 21. Juni verlegt; vordem zündeten die Jungen am 24. ihr Johannesfeuerle an. Bei den vielfachen Gebräuchen, die damit zusammenhingen, z. B. beim Kranzelwerfen, war aber manchmal strengstes Stillschweigen vorgeschrieben.

Erntezeit und Hirtenleben.

Zum Erntefest waren feierliche Ansprachen gebräuchlich.

Da Gott uns, der allmächtige Schöpfer,
Kraft und Gesundheit verliehen hat,
Das Fest der Ernte zu feiern,
So schenken wir Ihnen die Schnitterkrone
Zum Danke für die Erntezeit,
Daß Gott der Herr Sie wieder belohne
Mit Gesundheit, Glück und Zufriedenheit.

Mit diesen Worten setzt die Magd dem Hausvater den „Wazkranz" (Weizenkranz) nach mittelnordmährischem Brauch aufs Haupt.

Mit der Kirchweih fand das Wirtschaftsjahr einen festfröhlichen Abschluß; verschiedene Volksbräuche sind überliefert, aber kein eigentliches Brauchlied, das die ganze Kirmeßfreude zusammenfaßte.

Das Hirtenleben konnte sich in unseren Schlesiergebieten prächtig entfalten; es ist auch jetzt noch nicht ganz verdrängt und die Hirtenweisen haben sich bis heute erhalten.

Das bekannteste ist das Lied vom Feuerle:

Brieh, Feuerla, brieh!
Ich hitt ne garne die Küh —
Ich hitt viel lieber die faula Ziecha,
Doß ich konn bei man Feierla liecha.

Mit langgezogenem Hollah und Holläh rufen die Hirten einander an. Die Säumigen werden geneckt, die „Früheintreiber" verspottet, die „Späteintreiber" aber bekommen es noch derber zurück. Von den folgenden Proben ist das erste aus der kleinen Sprachinsel Bredek-Wachtl südlich vom Schönhengstgau in Mähren, die arg bedroht ist, die folgenden stammen aus dem Friedeberger Steinmetzenländchen.

Holloh, holloh, ruter Hohn!
Da Kiehhirt is a fauler Moon
Ar trägt da Kieh om Logerplon
Vom Logerplon glei ei da Haad!

Da Kiehhirt is wohl goar nischt waat.
Da Kiehhirt soll mer hänga
Mit vierundvierzich Stränga!
Wenn da Sträng wan zoreßn sein,
Wird der Kiehhirt vul ... sein.
Holloh, holloh, holloh, holloh!

Hurauta, hurauta!
's Kiehla gieht zu Krauta,
's Kalbla gieht drnaba.
Die Bucha sein gespala,
Die Tonna sein geweppelt:
Häla, häla,
Seffla is a fauler Kleppel!
A häla ho,
Bist a fauler Kleppel,
Tust a Nogber zu Schoda hitta!
Gist ni gane a Kiehla noch!
Wurauta, wuraute!
De Kiehla giehn em Kraute!

Die schönste Zeit des Hirtenlebens begann mit dem St. Michaelstag. Da war der Hirt Freiherr und konnte auf allen Feldern hüten:

Hohoh!
Michaele is schon do!
Michaele is vorüber,
Kon ich hita bondüber,
Bondüber, bondei,
Ei Grummet, ei Hei
Ei Wiese, ei Gros —
Wos mocht mi denn dos?

Dr Pauer kemmt raus,
Ich loch a bloß aus!
Ond wat a wos sähn,
Do war ich a kehr'n.
Ond wat a mich foppa,
War ich 'm 's Maul glei stoppa.
Ond wat a mich zähn —
Do war ich a verklähn!

Endlich aber geht es mit dem Liedel nachhause:

Ihr Herta, treibt ei!
's is de hichste Zeit nei!
Die Gleckla, die klenga,
Die Vögala senga,
Die ale Kuh brummt,
Die Mutter ruft: Kummt!
Neiho! Neiho!

Advent und Weihnachten.

Je dunkler die Tage werden, desto geheimnisvoller werden sie: desto größer das Verlangen, in die Zukunft zu schauen. Das setzt am stärksten mit dem Andreastag an, der verschiedene bekannte Bräuche und Sprüchlein hat (so auch in Nordböhmen; das letzte aus dem Trautenauer Bezirk):

Rainzaun, ich schüttle dich,
Feinslieb, ich wittre dich:
'rauf oder 'runter,
rüwer oder 'nüwer —
Feinshündle, bill!

Bettbrat, ich trat dich,
Heilger Andreas, ich bat dich:
Ge(b) mer dann an Augenschein,
Der da soll mein eigen sein!

Andreus,
Deus meus,
Laß den Geliebten meinen
Mir im Traum erscheinen!
In der Tat
Heute Nacht,
Wie ihn Gott geschaffen hat.

Als Vorbote des Christkinds kommt bald der heilige Nikolaus: er kommt auf einem Schimmel ins Schlesierland eingeritten:

Ich bin der Nickel aus dem Himmel
Reit einen weißen Schimmel.
Ich komme aus dem Himmelreich,
Ich strafe die Faulen alle gleich.
Wenn die Kinder nicht fleißig beten und singen,
Wird ihnen die Rut' auf dem Rücken rumspringen.

Er nennt sich aber auch den Nickel vom Schneegebirg oder gar nach einzelnen Orten selbst, z. B. den Nickel von Pasich. In Mähr.-Neustadt zieht zum 8. Dezember auch eine Nickelmutter um.

Zu den Weihnachtstagen selbst hat sich ein reiches Volksdrama gestaltet: oft findet aber nur ein Umzug durchs Dorf statt, vielfach mit kürzeren Liedern oder Sprüchen.

Christkindle, fohr rüm,
Schütt bei unsern Tor üm!
Loß die Pfafferreiter liegen,
Doß bir Kinder olle wos kriegen!

So ersehnte man das Christkind bei Sternberg in Nordmähren.

Der Neujahrswunsch zu Reichenberg lautete:

Wir wünschen den Herrn ein' gesegneten Tisch,
An allen vier Ecken einen gebratenen Fisch
Und in der Mitte ein Gläschen mit Wein —
Das soll den Herrn ihr Denkmal sein.

Wir wünschen der Tochter ein goldenes Lamm
Und über das Jahr einen Bräutigam
Wir wünschen dem Sohn ein gesatteltes Pferd,
Zwei blanke Pistolen, ein goldenes Schwert!

Wir wünschen der Köchin ein paar kupferne Kann'
Und über das Jahr ein' buckligen Mann
Mit rotem Haar!
Auch dieser soll leben dreihundert Jahr.

Aus Starkstadt im Adersbach-Wekelsdorfer Gebiet ist ein Lied erhalten, das gesungen wurde, wenn der Lehrer mit den Singknaben am Vorabend des Dreikönigstages durch die Gemeinde zog, um an jedem Haus sein K. M. B. anzuschreiben:

Ein Kind geboren zu Bethlehem,
Es freut sich ganz Jerusalem.
Alleluja!
Drei König' von Sabat kamen an,
Gold, Weihrauch und Myrrhen brachten sie dar.
Alleluja!
Gelobt sei die allerheiligste Dreifaltigkeit
Von nun an bis in Ewigkeit.
Alleluja!

Die religiöse Innigkeit des schlesischen Stammes erreicht in den Weihnachtspielen ihren Höhepunkt, vor allem in den Hirtenszenen. Es ist, als ob sich hier die Wirklichkeitsfreude der weltlichen Hirtenreime mit der Glaubenstiefe der geistlichen Dichtung ver-

einigte, um durch scharfe Gegensatzwirkung zu ergreifenden Wirkungen zu gelangen. Begreiflicher Weise schwingt das Gemütsleben in der anschließenden Faschingszeit nach der entgegengesetzten Richtung aus.

Faschingszeit.

Da ziehen im Riesengebirge die Plumpamänner auf. Ein ganzer Festzug von herkömmlichen Typen führte überall sein festgelegtes Spiel durch. Die Rockenstuben entfalteten ihre größte Fröhlichkeit, bis sie mit einem Schadabend endeten. Eine ganze Anzahl von Brauchformen setzte am Faschingsdienstag mit dem zwölften Glockenschlag ein als Abschied von der übermütigen Zeit. Zum Baßbegraben sang man ein Lied (in Mähr.-Neustadt) auf die Lumpen:

Bin eines reichen Kaufmanns Sohn,
Der all sein Geld versoffen schon;
Drum muß ich mir eins pumpen
Von liederlichen Lumpen.
O du Lump, du bist ein Lump!
O du Lump, du bleibst ein Lump!
O du liederlicher Lump!

Aus Lumpen macht man Briefpapier,
Aus Lumpen macht man Schreibpapier,
Darauf wird stets geschrieben,
Nur die Eltern zu betrügen.
O du Lump, du bist ein Lump!
O du Lump, du bleibst ein Lump!
O du fürchterlicher Lump.

Und sie trugen eine Leiche
Und die Leiche, die war tot!

Die Strophen sang der Chor, nur die Schlußzeile derjenige, der bei diesem Scheinbegräbnis den Bischof machte.

Um diese Zeit pflegte man auch das Spiel vom Sommer und Winter aufzuführen, das in den schlesischen Gebieten des Sudetendeutschtums eine längere Grundform aufweist, mit einer Einleitung und einem Schluß, als in Nordwestböhmen und Westböhmen. Es stimmt mit der Glatzer Fassung überein. Und wenn einmal der Winter sich besiegt geben muß, so ist es nicht mehr weit bis zum Doppelbrauch des Todaustragens und Sommersingens, von dem wir ausgegangen sind.

Zu all diesen Liedern und Sprüchen gehört die besondere Weise des Singens oder Vortragens. Und es gehört dazu die freudige Spannung, mit der Kinder und Erwachsene im schlesischen Reihendorf die Umziehenden erwarten, die mit ihrem Auftritt von Haus zu Haus die Dorfleute zur Gemeinschaft verknüpfen, die sie an der gleichen Festlichkeit, an den gleichen Sinnbildern und dichterischen Ausdrucksformen teilnehmen lassen.

Schlesische Dialektdichter und -Schriftsteller in Böhmen

Von Karl R. Fischer

Der schlesischen Mundart wurde verhältnismäßig erst spät Aufmerksamkeit gewidmet. Wohl war im 18. Jahrhundert das Ohr schon einigermaßen für die Mundarten geschärft worden, hatten später die Ideen Herders den Sinn für die Ausdrucksformen der Volksseele erschlossen. Zur Sprache der Dichtung wurde das Schlesische durch Karl v. Holtei erkoren, der seine formschönen und viel verbreiteten „Schlesischen Gedichte" (1830) in der Mundart schrieb. Karl Weinhold rückte das Schlesische auch in den Lichtkreis wissenschaftlicher Forschung. Seiner grundlegenden Arbeit „Die Laut- und Wortbildung und die Formen der schlesischen Mundart" (1853) folgten zwei Jahre später die „Beiträge zu einem schlesischen Wörterbuche". Auch auf sudetendeutscher Seite sind zunächst eine Reihe von Arbeiten zu erwähnen, die sich mit der schlesischen Mundart beschäftigen. In seinen noch immer beachtenswerten „Andeutungen zur Stoffsammlung in den deutschen Mundarten Böhmens" (1864) schenkte Ignaz Petters auch der schlesischen Mundart entsprechende Beachtung, 1888 gab dann Franz Knothe ein „Wörterbuch der schlesischen Mundart in Nordböhmen" heraus. Während Weinhold als Universitätsprofessor eine Generation von Mittelschullehrern und jungen Gelehrten für die Mundart begeisterte, wirkte der Einfluß Knothes, der an mehreren Lehrerbildungsanstalten tätig war, in den Lehrern der deutschen Volksschulen nach.

Im sudetendeutschen Gebiete gelangte das Schlesische trotz dieser Bemühungen nur langsam und zaghaft zu größerer Schätzung. Obwohl die frühere Generation sozusagen noch in der Mundart aufgewachsen war, schämte sich der sogenannte Gebildete bis in die letzten Jahre, ja bis heute, umso mehr vor ihrem Gebrauch, als seine Bildung fraglich ist. Er bedient sich der Mundart niemals im öffentlichen Gespräche oder bei irgend einer Feierlichkeit, auch wenn er das Schriftdeutsche noch so kümmerlich radebrecht. Aber auch daheim und „unter sich" verschwand die ältere körnige Mundart und macht einer unschönen Gassensprache Platz. Ich habe einmal an anderer Stelle erzählt, wie ich in einer nordböhmischen deutschen Stadt aus einem Hotel — angeblich ersten Ranges — wo Engländer, Franzosen, Türken, kurz Angehörige aller Völkerschaften verkehren, hinausgewiesen wurde, weil ich „an Kalbsbroutn mit Aräpln" bestellte.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde auch in den Sudetenländern der Volkskunde die verdiente Beachtung geschenkt und der Kreis der Sammler volkskundlicher Überlieferungen wuchs von Jahr zu Jahr. Schon 1891 hatten Alois Hruschka und Wendelin Toischer durch die Sammlung „Deutsche Volkslieder aus Böhmen"

eine überaus wertvolle Arbeit geleistet, doch umschrieb erst Dr. Adolf Hauffen, Professor an der Deutschen Universität in Prag, den Stand und die Aufgabe der deutschböhmischen Volkskunde systematisch. Durch seinen „Fragebogen zur Sammlung volkstümlicher Überlieferungen in Deutschböhmen", Prag 1895, und durch seine zusammenfassende „Einführung in die deutschböhmische Volkskunde nebst einer Bibliographie", Prag 1896, ist er der Begründer der sudetendeutschen Volkskunde geworden. Für unseren Gegenstand ist es indes noch wichtiger, daß im selben Jahre ein anderer Gelehrter aus dem Kreise Hauffens, Hans Lambl, durch seine Schrift „Plan und Anleitung zu mundartlichen Forschungen in Deutschböhmen" im besonderen auch die Mundart in den Kreis der Sammlung und Forschung einbezog, wenngleich der natürliche Endzweck dieser Anregungen, das sudetendeutsche Mundartenwörterbuch, noch in ebenso weiter Ferne steht wie etwa Idiotika der verschiedenen Dialektgruppen des Schlesischen. Dabei sollen die wertvollen Arbeiten von Fritz Wenzel „Studien zur Dialektgeographie der südlichen Lausitz und Nordböhmens" 1911, von R. Kämpf „Lautlehre der Reichenberger Mundart" 1920, von Alban Julius Prause, „Die Laute der Braunauer Mundart" 1927, von Friedrich Festa „Die schlesische Mundart Ostböhmens, 1. Die Lautlehre" 1926 u. a. nicht übersehen werden. Im Geiste des Altmeisters Hauffen wirken mit ihm und neben ihm junge Gelehrten an der Prager Deutschen Universität wie Professor Erich Gierach und Dozent Ernst Schwarz, Dozent Gustav Jungbauer, außerdem auch der rührige Gymnasialprofessor Emil Lehmann und andere.

Die Verbreitung des schlesischen Dialektes in den Sudetenländern hängt wohl mit der Besiedlung zusammen. Hauffen unterscheidet im Sudetenschlesischen Gebiete die Mundarten des Isergebirges, des Riesengebirges und des Braunauer Ländchens, der auch die Sprechweise des Schönhengster Gaues verwandt ist. Die Grenzen lassen sich im mittleren Nordböhmen nicht scharf ziehen, die obersächsische Mundart geht da allmählich ins Schlesische über. Dabei haben die Dialekte innerhalb dieser Gebiete oft noch örtlich und landschaftlich (nach Herrschaftsgrenzen) ihre Besonderheiten.

Das Schlesische ist seit Holtei Sprache der Dichtung, zu besonderen Ehren hat es Gerhart Hauptmann gebracht, aus dessen Dramen es im ganzen deutschen Sprachbereich siegreich von der Bühne erklang. Die Heimatbewegung der letzten Jahrzehnte hat nicht nur zur Schätzung des Schlesischen beigetragen, sondern sie hat auch in auffallendem Maße die Schreiblust der Dichter und die Unternehmungslust der Verleger angeregt. Eine große Zahl von Werken wurde auf den Markt gebracht, bei deren Sichtung ich einen möglichst natürlichen und einfachen Maßstab anwenden möchte.

Ich glaube, daß es zwei Eigenschaften in ihrer vollkommenen Vereinigung sind, die den Dialektdichter auszeichnen müssen, nämlich, daß er ein wirklicher Dichter sei und daß

ihm die Mundart vollkommen vertraut ist. Das sind gewiß keine alltäglichen Eigenschaften. Die Erfordernisse einer Dialektdichtung als Kunstwerk bedürfen keiner näheren Auseinandersetzung. Für die Behandlung des Dialektes genügt es nicht, die Straßensprache mit ein paar drastischen mundartlichen Ausdrücken, die vielleicht in eine ganz andere Zeit gehören, zu spicken, wo es mit der Mundart überhaupt hapert und ihr Wortschatz vermeintlich nicht ausreicht, schriftdeutsche Worte und Wendungen einzuflechten oder einfach ein bißchen Schriftdeutsch in fragwürdige Mundart zu übersetzen. Der Mundartdichter muß die Feinheiten seiner Sprache so tief und sicher erfühlt und erfaßt haben, daß er sich nicht nur in der Mundart ohne Zuhilfenahme der Schriftsprache ausdrücken kann, sondern daß er empfindet, in welcher Sprachumgebung ein Ausdruck leben kann oder nicht. Seine Ausdrucksweise muß der Situation und der Person entsprechen. Die Mundart ist charakteristischer als die Schriftsprache; soll sie echt sein, muß der Dichter in der Mundart denken können.

Ein paar Beispiele, die ich zufällig in einem gut gemeinten Heimatgedicht finde, mögen dies näher erläutern. Da kommen u. a. die Ausdrücke „Engelsang" und „Treuschwur" vor. Sie sind der Mundart ebenso fremd, wie die gleichfalls verwendeten vorangestellten Genitive „dr Schienheit Band", „dr Heimat Grund".

„Und bin ich vu Dir Heimat fern,
Denk' Daner ich zu jeder Stund',
Denk a de liebe Stätte gern,
Dr liebstn of'n Arnrund. —"

„Dir, Heimat, fern", „zu jeder Stund', die „liebe Stätte", das „Erdenrund" und wie es dann weiter noch heißt, „fern bleibe dar Parteienstreit" — das ist keine Mundart, sondern es sind abgebrauchte Fügungen der Alltagssprache, die mit echter Mundartdichtung nicht das geringste zu tun haben.

Nun aber die Gegenfrage: Welche Einstellung der Leser oder Hörer ermöglicht solche Gedichte? Diese Art von Mundartdichtern wendet sich an die „Gebildeten" und setzt stillschweigend voraus, daß diese ebenso wie sie die Mundart nicht kennen oder sie längst vergessen haben, oder sich durch das Eingeständnis ihrer Kenntnis aus Kindheitserinnerungen herabgesetzt glauben könnten. Dichter solcher Art fühlen sich zu Spaßmachern berufen, die eben diesen „Gebildeten" die Rückständigkeit des Volkes durch schlechte Mundart vorführen, um ihnen Stoff zu überlegenem Lachen zu bieten.

Arme Dichterleute! Ihr habt keine Ahnung davon, wie Ihr bei unseren prächtigen Landsleuten nicht nur die Mundart, sondern auch die Kunst der Darstellung lernen könntet. Es gibt wahre Künstler unter dem Volke, die in ihrem Leben zwar keine Zeile aufschreiben (von denen früher die meisten wohl überhaupt nicht schreiben konnten), die aber wahrhaft epische Künstler sind. Ein Schatz von heiteren und ernsten Geschichten

lebt so im Munde des Volkes, der, soweit er gelegentlich erlauscht und aufgezeichnet wird, zum Besten gehört, was wir in der Mundart haben.

Der sudetendeutsche Schlesier ist derb, schwerfällig und gegen Fremde schweigsam. Aber ihm sitzt der Schalk hinterm Ohr und wenn sich ihm die Zunge löst, kann seine Sprache Heiteres wie Ernstes aussprechen, sie hat Töne und Farben, alle Schwingungen seines Gemütes wiederzuspiegeln.

Eine der ältesten Dialektdichtungen auf sudetendeutscher Seite ist in Reichenberg entstanden und befaßt sich mit der Tuchmacherei, die von altersher in Reichenberg eine Heimstatt hatte und noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Hauptgewerbe der Stadt war. Tuchknappen kamen aus der Fremde, Einheimische wanderten aus, die Tuchmacher waren die wichtigste und gesellschaftlich am meisten bewegte Schicht der Bevölkerung. Ein Eingeborener, P. Franz Keil, behandelte in einer Travestie auf Schillers „Lied von der Glocke" die Technologie der Tuchmacherei und schuf, (ein wirklicher Dichter) ein farbenfrisches Gemälde der örtlichen Zustände, das im Hintergrunde die Konturen der sozialen und kulturellen Verhältnisse der damaligen Zeit erkennen läßt. Das Gedicht war nur in Abschriften erhalten und wurde lange nach dem Tode des Verfassers (1865) in den „Gedichten in Reichenberger Mundart" von Ferdinand Siegmund unter dem Titel: „Der Tuchmacher von Ehedem" zum erstenmal abgedruckt.

Im Jahre 1920 erschien ein vornehmer, mit einer Radierung von Ernst Koch geschmückter Neudruck, zu dem Ernst Posselt in einem Nachworte die Vorgänge der ältesten Tuchmacherei für den Laien erläuterte. P. Franz Keil kam am 21. April 1788 in einer armen Tuchmacherfamilie zur Welt, widmete sich dem Priesterstande und starb am 27. März 1848 als Katechet in seiner Vaterstadt an Typhus.

Die Travestie auf Schillers Glocke blieb auch weiterhin eine beliebte Form für die Mundartdichtung. Wie Keil die Tuchmacherei, versuchte 1890 der Gablonzer Geschäftsbeamte Emil Zillich in seinem Gedichte „Die Gablinzr Gortlerei" „das Leben unserer Hausindustrie in seinen urwüchsigen Gestalten zu schildern" und hatte damit guten Erfolg, obzwar er weder an Kraft noch an Plastik die Keil'sche Darstellung erreicht. Es ist bezeichnend, daß auch diese fast vergessene Dichtung nach dem Kriege wieder ausgegraben und 1922 von Franz Lutz, Buchhändler in Gablonz a. N., in zweiter Auflage herausgegeben wurde.

In den gesammelten „Gedichten in Reichenberger Mundart" bringt Ferdinand Siegmund auch eigene Gedichte, die Ortsangelegenheiten und Ereignisse der Zeit behandeln. Die Tuchmacherei mit ihren Originalgestalten damaliger Tuchträger nimmt auch hier einen weiten Raum ein, aber es ist Siegmund hoch anzurechnen, daß sein Ohr auch Volkslieder nicht überhört und sie seiner Sammlung einreiht. Siegmund beherrscht

die Mundart und hat Formtalent. Die beiden Hefte „Aus der Heimat, Ernst und Scherz aus dem Volksleben der Deutschen in Böhmen", Reichenberg 1864, 1865 enthalten in Prosa und Reim Reiseabenteuer, lustige Geschichten und dergleichen. Er war gleichfalls in Reichenberg geboren und zwar am 7. Oktober 1829 als Sohn eines Tuchfabrikanten, wurde nach Abschluß seiner Studien Journalist und starb 1902 als Chefredakteur der Linzer Zeitung.

In der Siegmund'schen Sammlung kommt noch ein Reichenberger Dialektdichter zu Wort, der Tuchmachermeister Benjamin Baier, geboren am 1. April 1830 in Reichenberg, gestorben am 14. Feber 1881 in Prag. Auch bei Baier spielt das damalige Hauptgewerbe der Stadt Reichenberg, die Tuchmacherei, eine Rolle, sein Interesse gilt aber auch der Politik und dem Vereinswesen. Die Mundart beherrscht er in allen Feinheiten, für ihre künstlerische Behandlung nur ein Beispiel aus dem Gedicht „Der Storch":

Horch, Hannel, horch!
's klappert schun der Storch.
Juxt, Kinder, juxt,
Mor'ne han mr Huxt!

Im Jahre 1880 veröffentlichte er noch seine „Jeschkenblumen", Gedichte in Reichenberger Mundart.

Bedeutend fruchtbarer, aber in der Qualität keineswegs besser ist sein Sohn Karl Baier, geboren am 9. August 1861. Wiederholt führten ihn seine Reisen nach Amerika, wo er die Verhältnisse der neuen Welt kennen lernte. In den Kreis seiner Darstellung zieht er die Ereignisse des Alltages, Erscheinungen der Mode, Vorgänge in der Politik und ist reich an Themen. Er gab eine Reihe von Büchern heraus, doch fehlt der Darstellung meist das feine Empfinden für die besonderen Ausdruckswerte der Mundart, zuweilen hat man das Gefühl, in die Mundart übersetzte Schriftsprache zu lesen. Eine strenge Auswahl aus seinem reichen Schaffen dürfte immerhin ein würdiges Bändchen ergeben.

Zu den hervorragendsten Dialektdichtern gehört Julius Vatter. Sein Werk ist keineswegs überwältigend an Umfang, dafür umso höher an Wert. Vatter ist Lyriker, eine empfindungsreiche, gemütstiefe Persönlichkeit. Die Gefühle, die er meist formvollendet zum Ausdruck bringt, begleiten seine frohen Erinnerungen an Elternhaus und Kinderzeit, er ist begeistert für Muttersprache, Heimat und Volk. Es sind reine Herzensklänge, die er mit feinstem Sprachempfinden in echter Mundart widergibt. So schöpft er in seiner prächtigen Sammlung „Undern Jaschken", Reichenberg 1896, mehr aus dem eigenen reichen Gemütsleben, aus seinen feinen Beobachtungen der Umwelt, als er volkstümliche Überlieferungen bewahrt. Nach dem Tode des Dichters gab Josef

Syrowatka unter dem Titel „Drhejme“ eine Auswahl seiner Gedichte und Erzählungen in Reichenberger Mundart heraus und bereicherte sie durch eine kurze aber anschauliche Lebensgeschichte des Dichters. Die Vatter'schen Schöpfungen werden noch viel zu wenig gewürdigt, sie sind hervorragend und gehören zu den besten Mundartdichtungen. Er dichtete auch die Schriftsprache, aber sein ureigenstes Ausdrucksmittel, das er künstlerisch vollkommen beherrschte, war und blieb die Mundart.

Julius Vatter war ein Reichenberger Tuchmacherkind, geboren am 8. April 1846, gestorben am 31. Jänner 1920 als Eisenbahnoberinspektor i. R. in Wien.

In der Derbheit allerdings echten Humors geht der Reichenberger Richard Tugemann bis an die äußerste Grenze des Möglichen. Sein „deutsch-biehmscher Blietelkranz, eine Sammlung von Gedichten (es sind im ganzen sechs) in der Mundart des Jeschken- und Isergebirges für alle jene, welche sich kranklachen wollen“, bietet spaßhafte Vorfälle, ebensolche Typen und ist reich an derben, oft treffenden mundartlichen Ausdrücken, wenn auch die Mundart in Einzelheiten nicht immer einwandfrei echt ist. Schulrat Anton Hans Bielau, ein Försterssohn aus dem Isergebirge, erzählt reizend aus seinen Jugenderinnerungen, über das Leben im Forsthause, vom Fischen, Jagen und Vogelstellen. Während diese Erzählungen meist in den „Jahrbüchern des Gebirgsvereines für das Jeschken- und Isergebirge“ abgedruckt wurden, ist sein Dialektlustspiel „Dr Leinwabersums“ in Buchform erschienen. Er behandelt darin in humoristischer Weise die Arbeitsniederlegung der Reichenberger Leinwebergesellen im Jahre 1722 und ihre Auswanderung, wenn man will, den ersten Streik im nordböhmischen Industriegebiete.

Auch das Friedländische Gebiet hat seine Mundartdichter. Dort bekundet Josef Bennesch, geboren am 2. März 1873 in Haindorf, in seinem reichen Schaffen die Eigenschaften eines echten und vortrefflichen Mundartdichters. Sein Schaffenskreis erstreckt sich auf alle poetischen Gebiete. Wie Vatter vermag er Ernstes und Inniges in der Mundart auszusprechen, in einer Mundart, in der die Erdkraft der Äcker, das Rauschen der Wälder und das Tosen der Bergwässer lebendig ist. Bennesch ist ein wahrhafter Poet, ein glänzender Erzähler und auch ein Dramatiker in der Mundart. Aus seinem Schaffen seien nur ein paar Hauptwerke erwähnt: „Orlnblätter on Buchenlaub“, mundartliche Gedichte aus dem obern Wittichtal (1903); „Iserkläng'“, Ollerhand Orlabtes on Orlojnes fr lostche Leut, 1. Teil 1906, 2. Teil 1907; „Sißholz on Sauerhoampf“, Dialektdichtungen 1910; „Dorfgäng', a puar Schoßn, a puar Schnahkn“ (1921); „Vo drhejm'“, Heiteres und Ernstes in Haindorfer Mundart, 1927.

Von Julius Kraus, geb. am 23. April 1870 in Friedland i. B., gestorben am 16. Dezember 1917 daselbst, ist nur ein Bändchen mundartliche Dichtungen erschienen,

„Geralle von Wittchrande“ (1917). Es enthält ansprechende Verse und Erzählungen eines liebenswürdigen heiteren Gemütes (halles Geralle), aber auch ernste Dichtungen (dunkles Geralle). Kraus behandelt Vorfälle des täglichen Lebens, Volksbräuche, aber auch soziale Themen (De lediche Motter) in überaus ansprechender Form, auch ein dramatischer Schwank (Dorch de Lottrie) ist vorhanden. Die Dichtungen zeigen alle eine tiefe und gründliche Kenntnis der Volksseele. Der Dialekt wird künstlerisch behandelt, sodaß das Überlieferte genügt, um Kraus dauernd seinen Platz in der schlesischen Mundartdichtung zu sichern.

Wenden wir uns nun in die Gablonzer Gegend, wo seit Jahrhunderten die Glas- und Schmuckindustrie heimisch ist. Ein starkes Talent besonderer Art ist hier Ferdinand Schmidt, geboren am 31. Jänner 1851, gestorben am 21. Feber 1913 in Gablonz. Er war Kaufmann und bereiste allwöchentlich einen großen Teil des Heimatgebietes. Dabei lernte er nicht nur die Bevölkerung im allgemeinen, sondern insbesondere die Geschichtserzähler kennen, die damals noch öfter bei einem guten Tropfen zu finden waren, wenn sie Montag „blau“ machten, und heimste auf seinen Geschäftsfahrten die Schwänke und Lügengeschichten ein, die in seinen köstlichen Büchern „Wölde Hejde“, Gereimtes und Ungereimtes in der Mundart des Jeschken- und Isergebirges, niedergeschrieben sind. Der erste Trieb erschien 1888, bald ließ Schmidt dann einen zweiten (1889) und einen dritten Trieb (1893) folgen, der letzte Trieb (nachgelassene Schriften) erschien nach des Dichters Tode (1914). Aber nicht nur die Stoffe, sondern auch die Erzählkunst hat Schmidt seinen Gewährsmännern abgelauscht und manche dieser Dorforiginale selbst hat er trefflich porträtiert. Seine Darstellung ist ausführlich, er bereitet sorgfältig die komische Situation vor und malt sie mit allen Feinheiten aus. Sein Stil fließt in epischer Breite dahin, ohne zu langweilen. Er verschmäht es, eine Geschichte auf einen faden Spaß oder auf einen Wortwitz aufzubauen, doch wendet er auch diese Mittel an, wenn sie sich in die Darstellung einfügen, die im allgemeinen immer reich und farbenprächtig ist und auf komische Situationen hinarbeitet. Schmidt ist im Gegensatz zu Vatter, dem Lyriker, der humorvolle Epiker von hervorragender Qualität. Die Reiseberichte der beiden putzigen Kauze Forbs und Keitel aus Paris und aus Brasilien, die „Brockendorfer Schule“, „Die hejsse Rejchrworscht“, „Erschtn blousn“, „Dreierlej Bier“ und — wie die Geschichten alle heißen, — nicht zwei sind über einen Leisten, sondern jede hat ihr Eigenleben und ihren besonderen Reiz. Man kann sie immer und immer wieder lesen oder hören, sie sind unverwüstlich. Nicht auf der gleichen Höhe wie die künstlerische Behandlung steht zuweilen die sprachliche Darstellung. Wohl ist seine Mundart echt und auf die richtige Wirkung abgestimmt, aber doch nicht ganz frei von schriftsprachlichen Ausdrücken und Wendungen. Darüber hebt der sieghafte Humor hinweg, sodaß man die kleinen Mängel, soferne man nicht darnach sucht, überhaupt nicht empfindet.

Die Erfolge der Schmidtschen Dialektbücher waren außergewöhnlich. Diese waren nicht nur in seiner engeren Heimat in allen Häusern verbreitet wie richtige Volksbücher, sondern sie fanden den Weg nach allen Erdteilen, wohin immer der Gablonzer Welthandel die Heimatgenossen verschlagen hat. Bald nach ihrem Erscheinen wurden sie in die Welthandelsstädte Amerikas, an die Küsten Afrikas, nach Indien und Australien stürmisch verlangt und überall als ein echter Gruß der Heimat willkommen geheißen. Bemerkenswert ist, daß ein Auswanderer in Brasilien, der 1926 verstorbene Rudolf Feix aus Ober-Tannwald, eine „Brasilianische Wölde Hejde" hinterlassen hat, zu der die Dichtungen Ferdinand Schmidts als Vorbilder dienten.

Auch in der Heimat machte sich sein Einfluß bei einzelnen Dialektdichtern bemerkbar. So trat später Marie Hübner, am 5. Mai 1867 geborene Posselt, mit ihren Büchern „Gablinzer Wore, (bisher drei) Kollektionen schiener Muster vo Ernst, Lostich & Co., zsommgestalt vo Marie Hübner" (1913, 1915, 1917) in seine Fußtapfen, doch ist der Kreis ihres Schaffens weiter als bei Schmidt, da sie auch das Lyrische beherrscht. Allerdings zeichnet sie weniger kräftig als er und ist auch nicht ganz frei von kleinen sprachlichen Unebenheiten. Ihre Arbeiten gehören trotzdem unter die anerkennenswerten Leistungen, die „Gespenstergeschichte", „Ane Zosche-Geschichte", „Lumsl", ebenso wie die lyrischen Gedichte „Wenns Frühjuhr word", „Die verdorrte Absche" u. v. a. sind vortrefflich. Marie Hübner schreibt Schwänke, Anekdoten, auch Dramen und geißelt mit leisem Spott Auswüchse unserer Kultur, Schwächen unserer Zeit, sowie örtliche Vorkommnisse. Sie ist ein ursprüngliches Talent, das durch Frische und Unmittebarkeit wirkt.

Unter den Dialektdichtern von beachtenswerter Gestaltungskraft und guter Sprachkunst ist auch Ludwig Kotrba zu nennen, dessen Sammlung „Gänsebliemel, fer seine lieben Landsleute gepflockt", von „Mühlhonnls Tresls Ludewikn", 1890 erschien. Er bringt die Sagen von Doktor Kittel, dem nordböhmischen Faust (1704—1783), in ein poetisches Gewand, desgleichen die lustigen Geschichten von Hockewanzel, dem volkstümlichen Erzdechanten zu Politz. Außerdem schildert er bekannte Originale des Isergebirges, so den „Trunitschek", den überstudierten „Huchstädter Horn" u. a. — Er ist aber auch Lyriker und singt von Liebe und Leid. Trotz des Titels „Gänsebliemel" gehören die Gedichte zu den wertvollen Mundartschriften. Ludwig Kotrba wurde am 14. Oktober 1851 in Tannwald geboren und starb am 21. Jänner 1901 als Oberbuchhalter der Ringhofferschen Waggonfabrik in Smichow.

Gustav Thorand gab 1893 seine „Kaminzstejne", Wuhres und Drleunes, Gereimtes und Ungereimtes vo Tonwalder Canters Gustln heraus, die unschwer den Einfluß Kotrbas erkennen lassen, ohne das Vorbild zu erreichen.

Eine eigenartige Persönlichkeit unter den sudetenschlesischen Dialektdichtern ist Franz

Grundmann. In Brettgrund bei Schatzlar am 3. Oktober 1863 geboren, kam er als Glasschleifer 1886 in die Tannwalder Gegend und hat hier sein Leben beschlossen am 30. Juni 1921. In dieser Zeitspanne hat er ein reiches Werk von Dichtungen (ungleichen Wertes) geschaffen und in seiner Zeitschrift „Rübezahl" durch Sammlung von Sagen, Volksliedern und anderen Volksüberlieferungen eifrig auf dem Gebiete der Volkskunde gewirkt. Er betonte die Einheit des schlesischen Dialektgebietes hüben und drüben, indem er im „Rübezahl" die Dichter beider Landschaften zu Worte kommen ließ. Wir finden Karl Klings, Robert Sabel, Paul Barsch, Karl Hauptmann und Gerhardt Hauptmann vertreten. Grundmann war eine Künstlerpersönlichkeit, ebenso in seinen Schriften wie in seinem Leben. Der überaus prächtige Mensch mit seiner sanften Stimme konnte mit dem Volke lachen und weinen. In allen poetischen Gattungen, auch im Drama, war er ein Meister und seine Fruchtbarkeit war groß, zu groß fast. Wie ein Verschwender verstreute er als „Schleiferfranz" und „Dessendörfer" aus vollen Händen seine Arbeiten, und darunter fanden sich oft wirkliche Perlen, in alle möglichen Zeitschriften. Grundmann ist der Dichter des Glasarbeiterlebens, der Glasschleifer und Glasmacher, er ist der Künstler aus ihrem Lebenskreis. Nicht nur einzelne Gestalten hat er gezeichnet, sondern wie und von wem er auch erzählt, er spiegelt immer das Ganze, das lebendige Leben mit seinen kulturellen und sozialen Bedingtheiten. „Aus'n Schleiferlandl", der „Schleiferstreik" sind fein beobachtete und künstlerisch gelungene Bilder. Max Hoffmann hatte es sich zum Ziel gesetzt, die verstreuten Werke Grundmanns in einer gediegenen Auswahl zu sammeln, der er im zuletzt erschienenen Bande das trefflich gezeichnete Lebensbild des Dichters einfügt. Der Schöpfungsgeschichte „Aus'm aln Testamente" folgten die Erzählungen „Aus'm Schleiferlandl", wozu Richard Felgenhauer die Bilder zeichnete, ohne damit dem Wesen unserer Glasarbeiter gerecht zu werden. Franz Grundmann stand als Dichter über dem politischen Kampfe und ist ein Anwalt reiner Menschlichkeit. Wer die reizende Geschichte „Schleiferseffs Antounel" gelesen hat, wird ihn ganz verstehen. Seine Zeitgenossen haben ihn zu wenig gewürdigt, doch wächst das Verständnis für seinen Wert von Tag zu Tag.

Einen Reisebericht lieferte auch Oswald Kraus (Reichenau) mit „Blouserantons Valutareise noch Berlin, ane lostsche Geschichte aus'n Juhre 1922." Darüber ist nicht viel zu sagen. Die mangelhafte Dialektbehandlung verleidet das Lesen. Schon im Titel ist ein Fehler, denn in der Isergebirgs-Mundart geht die Reise nicht „noch" Berlin, sondern „of" Berlin.

Da ist der zu früh verstorbene Rudolf Wiesner, gleichfalls aus Reichenau, mit seinen „Kriegserinnerungen", drei Gedichten in nordböhmischer Mundart, glücklicher; auch die Strophen, in denen „dr Telephoun" gegeißelt wird, sind urwüchsig und flott.

Zwei Bändchen „Echte Schlager" lieferte Heinrich Karasek, Schlag bei Gablonz

a. N., 1919 und 1921, sie enthalten in Prosa oder in Versen manche recht gute Sachen. Adolf Benglers „Abschbeerklopp'n", Heiteres in der Mundart des Isergebirges (1922), sind wie die schönen roten herbstlichen Ebereschbeeren in der Natur eine spätgereifte Frucht im Leben des Verfassers, der am 2. Juli 1853 in Wilhelmshöhe (Klein-Iser) geboren wurde und am 24. September 1928 in Gablonz a. N. starb. Als Berg- und Wanderfreund hat er mit scharfem Ohr das Volk belauscht und bringt neben Geschichten auch mundartliche Redensarten, Arbeitssprüche, Kampfansagen und anderes volkskundlich wertvolle Material. Reizend und außerordentlich wirkungsvoll erzählt ist die Geschichte „Wie Hujertonl (1878) mobilisiert wurde".

Den Humor des Stammtisches hat Fritz Buchholz in seinem Büchlein „Dörhejme röm" (1926) nicht ohne Talent eingefangen.

Josef Schmidt, Fachlehrer i. R., geboren am 14. März 1861 in Tannwald, gab 1899 und 1900 je ein Bändchen mundartlicher Gedichte als „Honsjörgels Geschichten", Lostiche Vorträge in uns'rer lieben Gebörgsspronche heraus, die vergriffen sind. An Sicherheit der Wirkung stehen sie hinter den Dichtungen seines Gablonzer Namensvetters zurück. Obwohl sie zum großen Teile aus dem Volksmunde gesammelt sind, fehlt ihnen die farbige Erzählkunst der volkstümlichen Epiker.

Als ich vor Jahren die Ballade „Under der Frühmasse" von Adolf Wildner las, die hier abgedruckt ist, mußte ich aufhorchen, was Wildner noch zu sagen habe. Und er hatte und hat noch viel zu sagen. Er ist einer, der wie Vatter und Bennesch den Dialekt im Blute hat und in der Mundart als fein empfindender reifer Künstler schafft. Über seine hochwertigen Leistungen in der Schriftsprache brauche ich hier kein Wort zu verlieren, sein Roman „Waldhütten" ist allgemein geschätzt. Als Mundartdichter pflegt er alle Gattungen. Seine Lyrik ist innig, als Epiker erzählt er in behaglicher Breite, das bühnenwirksame Mundartdrama „Buchenhof" ist auf einem Siegeszuge begriffen, der weit über die sudetendeutschen und schlesischen Bühnen hinausgeht. Sein Buch „Meine Hejmt, Geschichten und Gedichte in der Mundart des Isergebirges" (1922) gehört unter die besten Dialektschriften. Für Wildner war der Krieg ein tiefes Erlebnis, das in vielen seiner späteren Dichtungen nachzittert. Niemand wird sich der erschütternden Wirkung der schlichten Verse „O der Kolubara" entziehen können. Die Prosaerzählungen beweisen, wie Wildner bei den Volkserzählern gelernt hat. „Schleifertod" aus einem demnächst erscheinenden Novellenbuche ist ein Meisterwerk.

Je näher wir dem Riesengebirge kommen und in den Osten des Sudetenlandes vordringen, desto mehr nähern sich Lautgehalt und Klangfarbe der Mundart dem Schlesischen jenseits der Berge. In der Riesengebirgsmundart, seinem geliebten „Trautsch" (Trautenauer Dialekt) schrieb Regierungsrat Wenzel Hampel, geb. am 31. Mai 1867 reizende Gedichte und Erzählungen. Franz Knothe, von dem schon die Rede war, hatte

sein Herz für die Mundart erschlossen. Die Arnauer Mundart pflegen Josef Stiller und Friedrich Hoffmann wie auch Franz Meißner.

Eduard Langer hat in seinen Bänden „Aus dem Adlergebirge" und in seiner volkskundlichen Vierteljahrsschrift „Volkskunde aus dem östlichen Böhmen" 1901—1913, die ältere Mundartdichtung jener Landschaften aus dem Dämmer halber Vergessenheit gehoben. Wir lernen als einen würdigen Vertreter den ehemaligen Gemeindevorsteher in Tanndorf bei Rokitnitz, Hieronymus Brinke (1800—1880) aus einer Reihe volkstümlicher Gedichte kennen, z. B. dem „Waberlied", der „Klage eines Deutschböhmen oder die Präsidentenwahl zum ökonomischen Kreisverein in Königgrätz" u. v. a. Brinke war ein freimütiger Mann, der die Übelstände seiner Zeit geißelt und sich auch in nationalen und politischen Dingen kein Blatt vor den Mund nimmt. Langer vermittelt weiter die Kenntnis von Arbeiten des älteren deutschböhmischen Mundartdichters Johannes Trill aus Braunau, geboren 1795 und des Anton Kahler, geboren 1868 in Weckersdorf. Von des letzteren „Ollerhands Gedechtlan on Geschechtlan ei Braunscher Pauersproche", 1928 auch als besonderes Bändchen erschienen, sind „De gruße Zweppeltonke" und „De Speckschworte" allgemein bekannt. Wärme und Humor haben auch die Dichtungen in Braunauer Mundart, die Hubert H. Birke in den Bändchen „Aus onsa Barcha" (1920), „A steckla Hoaimt" (1926) und „Haaimtbeldlan" (1927) herausgegeben hat.

Zu den besten gehört Wilhelm Oehl, geboren in Grulich am 12. September 1860. Seine heiteren und ernsten Gedichte und Erzählungen sind in dem Buche „Drheeme is Drheeme" vereinigt, das seit 1892 in mehreren Auflagen erschienen ist. Von Holtei beeinflußt, umfaßt sein Schaffen den ganzen Kreis seines Heimatlebens mit allen seinen Beziehungen und Gestalten, es ist echt in Wesen und Sprachgewand, das Oehl mit Sorgfalt und feinem Emfinden behandelt.

Aus allen Gegenden des schlesischen Siedlungsgebietes erschallt mehr oder weniger rein der Klang kräftiger Mundartdichtung. Sie zeigt, daß im schlesischen Stamme des sudetendeutschen Gebietes urwüchsige Kraft vorhanden ist und ein gesundes Volksleben blüht. So wie die Schlesier im Reiche sind sie auch hier ein tüchtiger und wichtiger Teil des sudetendeutschen Volkes.

An des Schwesterleins Wiege.

Reichenberger Mundart.

's ös draußen haller Sunnenschein,
Und ich muß ei dr Stube sein!
Schlouf, Rusel, schlouf!
Ok ich muß bei dr Wiege stiehn,
An ogebund'nen Ströckel ziehn.
An Gurten gieht a Schouf.

Julius Vatter.

Komroten öm de Fanster jon,
Ihr Juchsen rei ich hieren kon.
Schlouf, Rusel, schlouf!
De Bande hindern Reifn springt
Un lostich dro jed' Blechel klingt.
Dei Voter ös a Grouf.

Se hoppen ei de Neiße nei
Und boden; ich bin ne drbei.
Schlouf, Rusel, schlouf!
De Mutter schömpft 'n ganzen Tag,
Wal's Rusel gor ne schloufen mag.
An Gurten gieht a Schouf.

Juchhej! Nu ös mr's doch geglöckt!
Ho's Rusel g'schwind a's Bejn gezwöckt.
Schlouf, Rusel, schlouf!
Se pröllt. De Mutter nömmt se raus
Und ich wusch hortsch zum Tempel naus.
Mei Voter ös a Grouf!
Mei Voter ös a Grouf!
Juchhej!

Mei Heemt!

Grulicher Mundart. Wilhelm Oehl.

Mei Heemt, die ihs zwor
Schlicht on kleen,
On doch häng ich on 'r,
Ich konn 's gor ne sän.

Ich tausch mit kemm Staadtla,
Wär' noch asu schiehn;
Bin stolz, doß ich a echtr
Grulichr bin.

Viel Glanz on viel Procht
Is wull ei dr Welt;
Mit dahm is mei Heemt
Wull och ärmlich bestellt.

On doch denk' ich immer
Ei dr Fremde aleene:
's is übrohl schiehn,
Doch 'm schiehnsta drheeme!

's Isergebörch.

Ober-Wittigtaler Mundart. Josef Benesch.

Wu's Oerrlicht fippert; bodnluser Sagentümpl schimmert,
An Worzlloch no äußerhoaftsch de Rutschar glühschernd flimmert,
Wu a dr düstern Wolfsschlucht wölde Woasser gischnd, donnernd brausn,
Bahl gorglnd aus a Lächern ruff on über Schtejntcärm nontr sausn,

Wu tausndmejtrhuch Geschtejn de Wolkn schnett,
Wie wenn dr leibche Teifl drönn geackert hätt,
On riesnhoafte Felsgeschtaltn ihr Hejt an Dabgrund nejchn,
Mit krajchlich wörr zerrejftn Toann'n, 'n Bargschtorms Wahtrzejchn,

Do schtieht gebuahnt dr Wandrer schtöll on schtaunt
On horcht, wie oalls vo Wundern hejmlich raunt. —
Ja, diese mächtsche Herrlichkejt,
Die tröfft mr ne mieh weit on brejt.

Su weit a sitt, ös nischt wie Busch, röngs fuarbnprächtsche Bölder,
Do leit no oalls su onberuhrt, bahl traulich on bahl wölder.
On schteigt a nuff, weit nuff off oall' die huchn, schteiln Felsndächer
On sitt zo Tual: wech Land ös wuh, o sojt, a Schienhejt no vill recher?

Do liegn Schläßer, Schtjädt on Därfer tief an Grund
On ömmer lieber schwejft sei Blick weit a dr Rund,
Do sitt an hundert Barch on Tjäler, die blejlich sich vrziehn.
Al bleibt, wu ahnend Gottes Griesse, no lange trejmnd schtiehn. —

On purpurn molt de Sonn' bahl Tual on Barg:
De Jserfee, dr Barggeist on dr Zwarg,
Die huschn drom'n an Dämmerlicht
On wabern drönn a neu Gedicht.

Under der Frühmasse*

In einer Zeit, als es in Böhmen noch Hellebarden und Wölfe gegeben hat.

Jsergebirgs-Mundart Adolf Wildner

„Du, horch ock, Franz, wie's bellt öms Haus —
Nu ös derhinten o der Tür."
„Ne fertn, Seffel; ich gieh naus,
Lang mir amoul a Scheit avür!

Nu kumm ock; hilt dich fest o mich.
An Hund, dan war'n mir noch bezwingn." —
„Du, horch ock, Franz, wie's henlt, dos Viech,
Hirscht's o die Hindertüre springn.

Du lieber Gout, wie's knackt, wie's kracht,
Dar springt uns noch die Türe rei!"
„Ock flenn'ne, Seffel, 's wär gelacht —
Don schlüg doch's Dunnerwater nei! —

Don wälz' mit's Hackeklötzel vür!
Nu spring, su lang dö Frejde host."
Dar Gang ös fenster, bei der Tür
Dan zween, dan kloppt und pocht die Brost.

* Während der Frühmesse.

Nu ſchorrt's und krotzt es und miniert,
A Schiem dorch ane Spale fällt;
Ock Krotzen, Keichen, wos mer hiert,
A Spon von morſchen Holze ſpelt.

„Herr Jeſus, Franz, die Zähne ſiech,
Du Franz, ſu ſitt kej Hund ne aus!"
„Ock rujch, ich half ihm, ſiſte's — ich —
Dou hoſt's, dou zieh die Schnauze naus!"

Wie's heult! Dan Jungn werd angſt und kalt.
„Ach, wär ock ne der Voter fort!"
„Dos Viech, dos ös zu zäh und alt,
Spring, Seffel, hul mer'n Hellebort. —

Wos? Krigſt du Luder, noch kenn Wind!
Dou noch ejs — noch ejs — dou derworg!
Glühndiche Ougen — Seff, geſchwind,
Der Koup buhrt ſchun zun Loche dorch.

Dou har — dou hoſte's — und noch ejs. —
Sieſt's, Kriepel, nu, do koſt dei Blutt —
Dos Hundsviech trieb mich rejn ei Schwejß;
Nu hout's genung — nu ös wull gutt.

Ock, Seffel, rujch, war werd denn flenn!'
Noch hält a ei der Hand ſann Spieß,
Gerejt, an Rachen neizurenn,
Wenn ſich dos Tier noch blöcken ließ.

Wie's draußen heult ei Angſt und Wut:
Die Hure tun zu Barge ſtiehn —
Der Hellebort ös noß und rut.
Nu endlich rujch. Die Jungen giehn

Sacht ei die Stube und ſetzen ſich
Und putzen ob dan Hellebort. —
„Ich wejß ne: äfft's amende mich!
Horch! Seffel! hoſt du wos gehort?"

„'s bellt wieder, Franz, öm unſe Haus!"
„A Scheitel nimm dör, Seffel, ſpring

Und kumm mit mir zur Türe naus,
Dar Hund hout immer noch zu wing."

Und draußen ſchorrt's und kajcht's und krotzt,
Zwee Ougen, die wie Funken glühn.
„Du Hundsviech, hout's noch niſcht genotzt,
Wellſt du amende Leine ziehn?

Pfitſch — ſiſt's — dou hoſt's — noch enn — dar ſoß —
Nu heul' ock — jauer — Luder du,
Ich war dir'ſch zeigen, wie und wos,
Loß du ock unſe Haus ei Ruh." — — —

Der Franzel guckt zum Fanſter naus.
„Die Zeit, die ös wull lange rem,
Die Kerche ös ſchun lange aus,
Wenn Voter doch und Mutter kwemm!"

Vör'n Herrgoutsbelde Seffel kniet.
„Du, Heiland, bies gebaten ſchien,
Du ſiſt's, wu Voter, Mutter gieht:
Sö ſölln a brinkel geſchwinder giehn."

„On Bargel kumm ſö!" Seffel uf
Und ſchreit und ſpringt zur Türe naus,
Mi'n Hellebort, der Franzel druf
Springt of die Wieſe anouch vör's Haus.

Und bejde ſchrein ock, wos ſö könn,
Ock „Voter! Mutter!" immerzu.
„Wos ös denn, wollt ihr denn gor flenn!"
„An Hund wor dou und gab ne Ruh.

A Flejſcherhund — ſu gruß und weld!"
„Ich holf'm mit'n Hellebort,
Doß a kenn Mucks mieh hout gebellt. —"
„Dort — Herrgott — bei der Stiege dort . . ."

Der Voter fängt zu zittern o,
Doß a kej Wurt ne reden kon;
Nu lahnt a o der Mauer dro:
„War hout — denn die — zwee Wölfe derſchlohn?"

Die Mundart des tschechoslowakischen (ehem. österr.) Anteils an Schlesien

Von Professor Dr. Peschel-Freiwaldau

Das Sudetenschlesische, das wir nach der politischen Zugehörigkeit zum tschechoslowakischen Staate mit dieser Bezeichnung vom Reichsschlesischen trennen, dehnt sich vom osterzgebirgischen Sprachgebiete bis in die Nordzips aus. Auf dem Boden des tschechischen Anteils an Schlesien leben die Sprachformen des Gebirgsschlesischen, in die im Westen Ausläufer der Glatzer Mundart, über die Pässe von Ramsau und Freudenthal des nordmährischen Dialektes eindringen. Richtiggestellt wird die Ansicht, daß mit dem alten Namen des Oppaländischen der ganze westliche Teil Schlesiens hinreichend gedeutet sei. Denn die geschichtliche Gebietszugehörigkeit und die Verkehrsverhältnisse in alter Zeit haben zu einschneidenden Mundartunterschieden geführt. Die Grenzen des alten Bistumslandes Breslau (Fürstentum Neisse) trennen das eigentliche Gebirgsschlesische (im wesentlichen den politischen Bezirk Freiwaldau) von der Mundart der mährischen Enklave, die erst durch spätere Besiedlung aus einer anderen Richtung zur geschichtlichen Bedeutung kam. Das Oppaländische kann nur die Gebiete von Jägerndorf und Troppau bezeichnen, während der Freudenthaler Hochebene eine Besonderheit zukommt, weil der starke Handelsverkehr auf der alten „Königsstraße" Verschmelzungen von Einflüssen aus dem Norden und Süden herbeigeführt hat. Als deutliche Einheit schließt sich wie die Landschaft auch die Mundart des Kuhländchens ab, an der das Land um Wagstadt und die Täler des Mohragebietes Anteil haben. Die nach Norden offenen Ebenen von Jauernig, Weidenau, und im Hultschiner Ländchen auch die frühere politische Zugehörigkeit dieses Gebietes, begünstigen das Eindringen reichs-schlesischer Mundartformen, gegen die sich die engeren Talmündungen bei Niklasdorf, Hennersdorf und Jägerndorf strenger abschließen.

Mei grüne Schles'

Liedworte von Viktor Heeger

Wie enser Herrgot hot amol
'n grünen Wald derschoffen,
Do hot a meinerseele wol
Ei's Schworze neigetroffen.

Denn ensre Arde, dos wäß Goot,
Hot Schiener'sch nie zu weisen,
Und war 'n Wald zur Heimat hot,
Dar koan sich glecklich preisen.

Mei grüne Schles', die hot ols Braut
Der grüne Wald emschlongn,
Der liebe Goot hot's Poor getraut
Ond Engla hoans besongn.

Ond läh ich mich zur letzten Ruh
Amol vo dam Gefrette,
Do best du deutsches Landla du
Mei letztes grünes Bette.

Ond wenn der Herrgoot spräch: „He du!
Mägst nuf ein Himmel fliegen?"
Do säht ich: Loß mich do ei Ruh
Ols ormer Sönder liegen.

's koan doch eim Himmel dort bei Eich
Der Wald nie schiener rauschen.
Warum sollt ich für'sch Himmelreich
Mei grüne Schles' vertauschen?

Die mundartliche Dichtung Schlesiens

Von Dr. H. Jantzen, Breslau

Von einer Pflege unserer heimischen Mundart in der Dichtung kann man erst seit dem Auftreten Karl von Holteis, d. h. seit dem Erscheinen seiner „Schlesischen Gedichte" i. J. 1830 sprechen. Allerdings gibt es auch vor ihm schon eine ganze Reihe von Literatur-Denkmälern, die sich der Mundart bedienen, aber das geschieht da doch nur gelegentlich und ausnahmsweise, und diese Schriften haben nie Bedeutung für die Allgemeinheit gehabt, sind auch heute nur in engsten Fachkreisen bekannt. G. Werther hat sie im Jahrgang 1925 der „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde" S. 152 ff. sorgfältig verzeichnet. Von ihnen sind hier nur zwei zu erwähnen. Das erste, um seines Alters willen genannt, ist ein biblisches Drama von dem Görlitzer Kaiserlichen Notarius und deutschen Schulmeister Georg Goebel aus dem Jahre 1586 und heißt: „Die Fahrt Jakobs, des heiligen Patriarchen, und der Ursprung der zwölf Geschlecht und Stämme Israel"; im zweiten und fünften Aufzuge treten da die drei Hirten Matz, Contze und Hentze auf und unterhalten sich in der Mundart, die in die Gegend von Haynau-Bunzlau zu setzen ist. (Gedruckt in den „Mitteilungen" 1905 S. 58 ff.). Das zweite, viel wichtigere und auch bekanntere Denkmal ist das Scherzspiel „Die geliebte Dornrose" von dem Glogauer Dichter Andreas Gryphius, das 1660 erschien. Es ist ein äußerst lebensvolles Bauerndrama, das die Mundart mit voller Absicht auf die Bühne bringt. Sie ist das in der Glogauer Gegend übliche „Neiderländische", das heute nach mehr als zweieinhalb Jahrhunderten noch fast genau so klingt, wie Gryphius es damals aufgezeichnet hat. Das Stück wird seit der Mitte des 19. Jahrhunderts gelegentlich in Vereinen und Schulen aufgeführt und erzielt noch jetzt, wenn gut gesprochen und gespielt wird, eine lebhafte Wirkung.

Der eigentliche Begründer der schlesischen Mundartdichtung ist aber in der Tat Karl von Holtei. Er ist 1798 in Breslau geboren und ist seinem ganzen Wesen und seiner Veranlagung nach geradezu das Urbild des echten, rechten Schlesiers alten Schlages, dessen Haupteigenschaft ein außerordentlich stark ausgeprägtes Heimatgefühl ist. Seine Gedichte „Derheeme" und „Suste nischt ack heem" gehören ja auch zu seinen besten und bekanntesten und sind kennzeichnend für ihn. Er ist aber auch sonst aufs engste mit seiner Heimat verwachsen, kennt sie und die Menschen darin ganz genau, ihre Sitten und Bräuche, er versteht die Seele und das äußere Behaben seiner Landsleute vortrefflich und beherrscht meisterhaft ihre Redeweise, mehr noch in Ausdruck und Satzfügung als in der Lautform. Denn der Dichter hat absichtlich nicht eine der unzähligen Sondermundarten unseres Heimatgaus lauttreu gewählt, sondern auf Grundlage der in Breslau und seiner nächsten Umgebung üblichen Ausdrucksweise eine vermittelnde, ausgleichende, in gewissem Sinne gemeinschlesische Form, die überall in Schlesien ver-

standen wird. Aus diesen Klängen mit ihrer Gemütlichkeit, Treuherzigkeit, Derbheit, ihrem Humor, der Bildhaftigkeit des Ausdrucks und einem ganz schönen Maße von Gefühlsseligkeit spricht tatsächlich die schlesische Seele. Holtei hat schon früh, in seinen zwanziger Jahren, mundartliche Gedichte gemacht, ohne aber zunächst damit an die Öffentlichkeit zu treten. Die Anregung dazu kam ihm aus innerem Drange, aber auch ein literarisches Vorbild ist für ihn maßgebend gewesen, die „Alemannischen Gedichte" Johann Peter Hebels, die schon 1803 als die erste deutsche mundartliche Gedichtsammlung überhaupt erschienen waren. Es hat freilich recht lange gedauert, bis das schlesische Volk erkannt hat, was für einen Schatz es in Holteis „Schlesischen Gedichten" besitzt. Sie erschienen 1830, übrigens in einem Berliner Verlage. In dieser Zeit und den folgenden Jahrzehnten hatte man aber gar nicht viel übrig für volkstümliche Dichtung. Die Gebildeten schämten sich, die Sprache des Volkes gedruckt zu sehen, und kauften so etwas nicht. So dauerte es volle zwanzig Jahre, bis die zweite Auflage erscheinen konnte, diese jedoch schon bei Trewendt in Breslau. Auch sie brauchte noch sieben Jahre, bis sie ausverkauft war. Dann aber war der Bann gebrochen; jetzt schlugen die Gedichte ein und wurden rasch zum Gemeingut des schlesischen Volkes; alle ein bis zwei Jahre kamen jetzt neue Auflagen, ständig um neue Gedichte vermehrt, solange Holtei lebte. Er starb am 12. Februar 1880 im Kloster der Barmherzigen Brüder zu Breslau.

Holteis Vorbild spornte zahlreiche andere Dichter zu ähnlichem Tun an. Sie haben ihn nicht erreicht, und ihre Namen sind heute vergessen wie ihre Verse. Wer sie kennen lernen will, sei ein für alle Mal verwiesen auf das wertvolle und vollständige Buch von Kurt Wagner „Schlesiens mundartliche Dichtung" (Breslau 1917). Nennenswert ist hier allenfalls der erste glätzische Dichter Franz Schönig aus Mittelwalde, dessen Gedichte erst lange nach seinem Tode (1842) von A. Kastner in Neisse herausgegeben wurden.

Heinrich Tschampel ist der erste Oberschlesier, der auf diesem Gebiete hervortrat. Er wurde 1799 zu Dombrowka bei Carlsruhe O/Schl. geboren. Allerdings veröffentlichte er nur „Gedichte in gebirgsschlesischer Mundart" (1843); er starb 1849. Friedrich Zeh aus Staubitz bei Hirschberg verdient deswegen Erwähnung, weil er zuerst kleine Prosaerzählungen in der Mundart schrieb, und in dieser Zeitschrift soll auch der Oberschlesier Wendelin Jüttner nicht übergangen sein (geb. 1813 in Nieder-Jeutritz, gestorben 1879 als Pfarrer in Schönau, Kr. Leobschütz). Von seinen „Humoristischen Pillen, erschte und zweete Schachtel" ist die „zweete" in „oberschläs'scher Sproche" abgefaßt. Weite Verbreitung haben seine Verse nicht gefunden.

Einen neuen Höhepunkt nach Holtei erreichte unsere mundartliche Dichtung erst in den

siebziger und achtziger Jahren durch die beiden Dichter Robert Rößler und Max Heinzel. Rößler ist 1838 in Großburg bei Strehlen geboren und starb 1883 als Direktor des Realgymnasiums in Sprottau. Er begann, von Holtei angeregt, mit schlesischen Gedichten, fand aber erst mit 40 Jahren das Gebiet, auf dem er Neues brachte, auf dem seine Stärke beruht, das ist die lustige Prosaerzählung, derb humoristisch, ziemlich oberflächlich, aber gerade darum zugkräftig, wenigstens bei der großen Masse, kurz die „Schnoke". 1876 erschien seine erste schlesische Dorfgeschichte „Dore", diese noch ernst gehalten, dann folgten im nächsten Jahre die „Schnoken, Humoresken in schlesischer Mundart" und weiterhin, rascher hintereinander, „Närrsche Kerle", „Schläsche Durfgeschichten", „Durf- und Stoadtleute", „Wie der Schnoabel gewaxen" (Gedichte) und „Gemittliche Geschichten".

Max Heinzel steht in scharfem Gegensatze zu Rößler. Ist dieser in seinen Schriften derb komisch, ein wenig grobschlächtig, oft genug der bloße Witzereißer, dem es nur auf den Lacherfolg ankommt, so ist dagegen Heinzel eine feinfühlige Dichternatur, auch empfänglich für Humor, aber für eine feinere Art, und ein ausgesprochener Lyriker. Er ist 1833 in Ossig, Kreis Striegau, geboren, führte als Schriftsteller ein unruhiges Leben, meist in recht gedrückten Verhältnissen und starb in Schweidnitz 1898. Auch er stand unter dem Einflusse Holteis. Auf dessen Anregung veröffentlichte er 1875 sein erstes lyrisches Bändchen „Vägerle, flieg aus", dem bald zahlreiche andere folgten, teils nur Gedichte, teils solche vereinigt mit Prosaerzählungen, so „Ock ni trübetümplich", „A lustiger Bruder", „Neue schlesische Schnoken", „Maiglöckel", „A frisches Richel", „A schläsches Pukettel". Heinzel bediente sich ungefähr derselben gemeinschlesischen Sprachformen wie Holtei. Sein besonderer Vorzug ist die schöne, gemütstiefe, treuherzige Art des Schlesiers, der er gewandt und ansprechend bald ernsten, bald scherzhaften Ausdruck zu geben weiß. Gedichte wie „Unterm Pflaumabeemel", „Vor dam Muttergootsbilde", „Dam Grabe" suchen ihresgleichen in der schlesischen Lyrik, und Scherzstücke wie „'s Pfeifla", „Der Kerassier", „Der Saul und's Davittel" verfehlen bei gutem Vortrage nie ihre Wirkung. Ein weiteres Verdienst hat sich Heinzel noch erworben durch die Begründung des noch heute bestehenden vortrefflichen Volkskalenders „Der gemittliche Schläsinger".

Beide Dichter haben zahlreiche Nachfolger gefunden; denn durch ihre Tätigkeit erfuhr die schlesische Mundartdichtung einen mächtigen Aufschwung, an dem viele Mitarbeiter, darunter recht ansehnliche, beteiligt sind. Bezeichnend ist die durch die Führer gegebene Zweiteilung in eine derbere, mehr der Prosa sich bedienende Richtung im Sinne Rößlers und eine feinere, künstlerisch bei weitem höher stehende, im Geiste Heinzels.

Rößlers eigentlicher Nachfolger ist Hermann Bauch (geb. 1856 in Heidersdorf, Kr. Nimptsch, seit 1876 Lehrer, später Rektor in Breslau, gest. 1924.) Er hat sich seines

Meisters Art vollkommen zu eigen gemacht und sie weiter geführt; einige seiner vielgelesenen Büchlein sind: „Quietschvergnügt", „Huch de Schläsing", „Tälsches Vulk", „Plump uf de Stoadt", die einen Teil seiner „Humoristischen Erzählungen in schlesischer Mundart" bilden; auch ein paar dramatische Schwänke, in Ton und Stoff ganz ähnlich, hat er geschrieben.

Ein weiterer Erbe Rößlers ist Hugo Kretschmer aus Breslau (1861—1915), der das Volksleben seiner Vaterstadt und ihrer ländlichen Umgebung in seinen humoristischen Erzählungen schildert, ebenfalls derb komisch, und ohne sehr in die Tiefe zu dringen. „Unse Panern", „Von druba und drunten aus der Schläsing" und „Durflaben ei der Schläsing" sind seine bekanntesten Bändchen, zu denen sich noch zwei nicht eben hochstehende Schwänke gesellen. Der Hauptvorzug seiner Schnoken ist die flotte, in sich geschlossene Darstellung. Ebenso unterhaltsam sind die etwa in gleicher Höhe stehenden Arbeiten von Max Waldenburg (eigentlich Max Peschmann; lebte 1852—1911 in Waldenburg), der eine Schnoke „De Pfingstreese" und mehrere Gedichtbände veröffentlichte, darunter „Spoaß muß sein!", „'s Jeberbraatl" und „Frisch vo der Laber".

Ungleich wertvoller in künstlerischem Sinne, bedeutender in Inhalt, Form und Stoff, ist das Werk derer, die das Erbe Max Heinzels aufnahmen. Da steht an erster Stelle, dem Meister mindestens gleich, wenn nicht ihn überragend, Philo vom Walde, eigentlich Johannes Reinelt, ein gebürtiger Oberschlesier. Er ist 1858 in Kreuzendorf, Kr. Leobschütz, in ganz kleinen Verhältnissen als Sohn eines Webers, der zugleich Nachtwächter war, geboren, wurde Lehrer, wirkte erst auf dem Lande, später in Neisse, zuletzt noch ein paar Jahre an der Pestalozzischule in Breslau, in deren Nähe heute sein prächtig gelungenes Denkmal steht, und starb 1906. Er ist wohl der innerlichste von allen schlesischen Mundartdichtern, eine scheue, ungemein fein empfindende Natur, der es freilich nicht immer gelingt, die ganze Stärke des Gefühls in glatte Verse zu bannen. Man kann geradezu sagen, daß es Philo um die Sache seiner schlesischen Muttersprache heiliger Ernst ist. Er ist mit voller Absicht in Zeitschriftenaufsätzen und mancherlei Vorreden zu seinen Büchern nachdrücklich dafür eingetreten, daß das Schlesische nicht bloß zum Witzemachen und für die oberflächliche Schnoke geeignet ist, sondern auch durchaus fähig, ernste, ja tragische Zusammenhänge zu ergreifendem Ausdruck zu bringen. Er selbst hat sich auf vielen Gebieten versucht. Er begann mit einem lustigen Buche: „Aus der Heemte! Humoresken, Skizzen und Gedichte in schlesischer Mundart" (1882); schon dieser Band hat einen Anhang: „Über Dialekt, Dialektdichtung, schlesische Sagen." Ihm folgten bald „A schläsches Bilderbüchel" und „A Singvägerle". Nach zehnjähriger Pause, in der er einige hochdeutsche Gedichte und Lustspiele veröffentlichte, erscheint dann 1901 das Werk, das nicht nur

den Höhepunkt seines eigenen Schaffens, sondern einen Gipfel im gesamten schlesischen mundartlichen Schrifttum überhaupt bedeutet, das erste in der Mundart abgefaßte epische Gedicht „Leutenot". Es erzählt die traurige und rührende Geschichte eines Proletarierkindes, des armen Weberhansel, eines träumerisch veranlagten Jungen, der am Leben scheitert. Gewiß kann man in dem Werke einen großen Zug vermissen, und manchmal wirkt die Erzählung etwas sprunghaft. Aber das tut der Bedeutung des Ganzen keinen Abbruch. Es finden sich dafür köstlich ausgeführte Szenen aus dem Leben der kleinen Leute und feine psychologische Beobachtungen, die den Stempel vollster Wahrheit an sich tragen, denn im ganzen ersten Teile gibt der Dichter seine eigene Jugendgeschichte. In der Darstellung trauriger Vorgänge erzielt er eine tiefmenschliche, mitunter geradezu erschütternde Wirkung. Diesem großen Werke folgte nur noch der heiterer gehaltene lyrische Band „Sonntagskinder. Lieder und Gedichte aus Schlesien". Ein anerkennenswertes Verdienst um die allgemeine schlesische Literatur erwarb er sich noch durch die gemeinsam mit Friedrich August Krause veranstaltete Herausgabe des ersten „Schlesischen Dichterbuches" (1902). Um sein Schaffen erneut weiteren Kreisen zugänglich zu machen, veröffentlichte vor einiger Zeit Marie Klerlein eine schöne Auswahl seiner besten Erzählungen und Gedichte in dem „Philo vom Walde-Buch" (Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt). In seinem Geleitwort dazu urteilt Hermann Stehr über ihn: „Keiner vor ihm und noch keiner nach ihm hat die Musik der schlesischen Mundart, ihre Innigkeit, ihre Schalkhaftigkeit, ihren Rhythmus und ihre gemütvolle Tiefe so voll erfaßt und rein gestaltet wie er in den besten seiner schlesischen Lieder."

Zur Schule Heinzels gehört dann noch August Lichter (geb. 1860 in Naselwitz, Kr. Nimptsch, Lehrer in Ober-Leutmannsdorf bei Schweidnitz, vor wenigen Jahren gestorben). Ihm sind in Vers und Prosa außerordentlich treue Bilder schlesischen Volks- und Bauernlebens gelungen, die noch heute gern gelesen werden wie die „Durfpumeranza", „Derheeme, Schläsches Ollerlee, Geschichtel und Versche", „Mietebrenge" und die „Rockagänger". Auch Hermann Oderwald (eigentlich Hermann Thielscher) aus Brieg (1859—1921) zählt zu dieser Richtung und pflegte in gleicher Weise Vers und Prosa in seinen Büchern, z. B. „Anne schläsche Paperstunde" und „Schläsche Pauerbissen". Bemerkenswert ist, daß er den Versuch macht, neben der kurzen Schnoke auch längere erzählende Dichtungen in der Mundart zu bieten. Das geschieht in den Dorfnovellen „Achilles" und „Zigeunerliesel".

Hier ist nun auch des großen Einflusses zu gedenken, den Gerhart Hauptmann und auch sein älterer Bruder Karl ausübten. Obwohl diese beiden Schlesier dem großen Gesamtschrifttum unseres Volkes angehören, dürfen wir sie auch als wichtige und neue Wege weisende Führer für unsere mundartliche Dichtung in Anspruch

nehmen. Gerhart kommt insbesondere das Verdienst zu, das Schlesische in das große Drama eingeführt zu haben. Schon in seinem dramatischen Erstling „Vor Sonnenaufgang" läßt er eine ganze Anzahl Personen in dieser Mundart sprechen (1883), und sein berühmtestes Werk „Die Weber" (1892) ist ganz in ihr abgefaßt. Die erste Ausgabe war in reinem Gebirgsschlesisch geschrieben und erschien unter dem Titel „De Waber". Nur die Rücksicht auf die Aufführung, weil weder die Schauspieler dieses Schlesisch sprechen, noch die Zuschauer es verstehen konnten, hat ihn veranlaßt, in der sprachlichen Gestaltung weitgehende Milderungen und Abschwächungen vorzunehmen. Ähnlich mußte er im „Fuhrmann Henschel" verfahren, und die „Rose Berndt" schrieb er bald in einer vermittelnden Form. Sonst hat er die Mundart noch vielfach, als besonders wirksames Mittel der Charakterzeichnung, verwendet, so in „Hanneles Himmelfahrt", im „Biberpelz", in „Schluck und Jau", in der „Versunkenen Glocke" in der Rolle der Buschgroßmutter und in dem Märchenstück „Und Pippa tanzt". Sein älterer Bruder Karl folgte seinem Beispiel in den beiden Dramen „Waldleute" und „Ephraims Breite".

Die Erfolge der bisher genannten Großen im Reiche unserer heimischen Dichtung, insbesondere auch G. Hauptmanns, riefen eine stattliche Zahl mehr oder minder begabter Dichter auf den Plan, sich auf diesem Gebiete zu versuchen. Es sind ihrer so viele, daß hier nur noch einige der bekanntesten genannt werden können. Da ist zuerst der Oberschlesier Robert Sabel (geb. 1860 in Lindenau, Kr. Grottkau, seit 1883 Lehrer, später Rektor in Breslau, gest. 1911). Er hat viel geschrieben, etwa in der Art Rößlers, und erhob selbst keinen höheren Anspruch, als durch Unterhaltung zu erfreuen. Er begann mit zwei Gedichtsammlungen: „Liederbüchel für gemittliche Leute" (1. und 2. Hundert Lieder aus der Schläsing), die freilich nicht so großen Erfolg hatten wie das ungefähr gleichzeitig erschienene „Schläsche Quellbürndel" von Ludwig Sittenfeld. Dann kamen seine Schnokenbändchen „Sunntig-Nochmitts", „Wull geschpeißam!" und „Lach bir a wing!" Über viel stärkere Begabung und größere Kunst verfügt sein Landsmann Karl Klings (geb. 1867 in Gesieß, Kr. Neisse, jetzt Rektor in Charlottenburg). Er trifft vorzüglich den echten Volkston. Bedeutender als sein erstes Gedichtbändchen „Aus 'em Rutkatelgebirge" sind seine späteren Bücher, vor allem das während des Krieges erschienene, „Schlä'sches Kriegsbrud", das in neuer Ausgabe „Pauernbrud" genannt wird. Hierin weiß er als einziger unserer Schlesier der Tragik und dem Ungeheuerlichen des furchtbaren Weltgeschehens in unserer Mundart trefflichen Ausdruck zu geben. In dem Bande „Neckisches und Grusliges" gelingen ihm, auch zum ersten Male im heimischen Schrifttum, wirklich gute Balladen über volkstümliche Stoffe. Für seine Vielseitigkeit sprechen die heiteren Gedichte desselben Bandes und die köstlichen Kinderreime „A Feldblumenrichel, Verschel fir kleene Perschel".

Philos Spuren folgt er in dem wohlgelungenen epischen Gedichte „Der schwarze Sturch", allerdings mehr in der äußeren Form; der Inhalt ist heiter.

Auch eine Frau tritt jetzt hervor, Marie Oberdieck, 1867 in Breslau geboren. Sie ist eine feine, stille, besinnliche Natur, mit einem frohen und gütigen Humor begabt, und versteht es in den meisten ihrer Gedichte und Erzählungen, ganz prächtige Bilder aus dem Volksleben zu zeichnen. Ihr erster Gedichtband „Balsamindel" ist vielleicht ihre beste Leistung, aber auch die erzählenden Bändchen „Summer- und Wintersoat" und „Tust de mitte?" bringen viel Schönes und Erfreuendes. Sehr volkstümlich ist auch ihre „Schlesische Spinnstube" geworden, die schon einen Vorläufer in dem „Spinnabend von Herzogswaldau" von Oskar Scholz hatte.

Als erfolgreicher Dramatiker hat sich Hermann Hoppe aus Hirschberg erwiesen (geb. 1865); er übertrifft mit seinem „Durftyrann, Bauernkomödie aus den schlesischen Bergen" bei weitem die zahlreichen Versuche anderer, die meist nur Schnoken in dialogischer Form schrieben. Sein Stück ist in Breslau und Berlin mehrfach aufgeführt worden.

Karl Wilhelm Michler (geb. 1863 in Schlachtenort bei Mollwitz, Lehrer in Brieg) hat Verse und Erzählungen geschrieben und gibt die Zeitschrift „Durfmusikke" heraus; ein gleichnamiger Volkskalender von ihm erschien bis 1923; dann wurde er durch den „Lichtaobend", herausgegeben von Marie Klerlein und Paul Karl Keller, abgelöst. Ein anderer sehr guter Heimatkalender ist „Grofschoftersch Feierobend", herausgegeben von Robert Karger, dem selbst manche guten Gedichte gelingen.

Aus der schlesischen Oberlausitz haben sich zwei Vertreter der mundartlichen Dichtung bekannt gemacht, Lisbeth Liebig durch ihr Buch „Anne Hamfl Feldblieml vu an Aberlausitzer Bauermadl" (1913), das eine recht erfreuliche Leistung ist, und Oskar Schwär, der in seiner „Ahnengalerie" (1921) mehrere in reiner Mundart gehaltene Erzählungen aufweist, während er sonst hochdeutsch schreibt und die Mundart nur gelegentlich als Mittel der Charakteristik verwendet.

Aus der Zahl unserer jüngsten Heimatdichter, die meist noch um Anerkennung ringen, tritt besonders Hans Rößler hervor, geboren 1889 in Naselwitz, ein Neffe Robert Rößlers; er hat schon mehrere kleine Gedicht- und Erzählungsbändchen veröffentlicht, so „Suldoatalaba", „Ei Königs sem Rucke", die beide auf Kriegserlebnisse zurückgehen, „Heemte, guldene Heemte" und „Der Förschter-Hons".

* * *

Damit möge unsere Übersicht schließen. Sie ist bei weitem nicht vollständig, sondern hebt nur die wichtigsten Erscheinungen aus der reichen Fülle unseres mundartlichen Schrifttums hervor. Sie läßt aber doch schon erkennen, daß unser immer sangesfrohes Schlesien auch auf diesem Gebiete nicht hinter andern deutschen Gauen zurücksteht, sondern an Zahl der Gestalten und Wert der Erzeugnisse gar manchen übertrifft. Mag auch unter der Fülle der Erscheinungen allerhand Mittelgut enthalten sein, so dürfen wir doch auch mit Stolz und Freude nicht wenige klangvolle Namen zu den Unseren zählen, wie Holtei, Heinzel, Philo und Klings, die wirkliche, echte Dichter sind, und die beiden Hauptmann haben ja nicht nur Schlesiens Dichterruhm in alle Welt verbreitet, sondern auch die Klänge unserer heimischen Mundart in ganz Deutschland bekannt gemacht.

Karl von Holtei

Alleene.

(Aus dem Jahre 1827.)

Jedweder Mensch hot seine Ohrte,
Wu a im Stillen flennen kan;
Do macht ma weiter keene Wohrte,
Und tutt's irscht keenem andern sa'n:
Ma giht alleene aus em Haus
Und weent sich ganz alleene aus.

Ihch ha an'n Ohrt, wu hohche Buchen
Beisammen in a'm Kessel stihn,
Kee Mensch kümmt durte nei gekruchen,
Ma sitt ooch keene Bliemel bliehn;
's ihs nischte durt wie Einsamkeet
Und ihch mid meinem Härzeleed.

Und giht dernoch de Sunne under,
Do stellt sich noch a drittes ein.
's kümmt vun a grienen Buchen runder
Und frat: Tar ihch derbeine sein?
Mit Härzeleed und Einsamkeet
Vermengt sich de Glicksälichkeet.

Max Heinzel

Under'm Pflaumabeemel.

Under'm Pflaumabeemel, under'm Pflaumabeemel,
Stieht 'ne Jumfer, die is schien,
Hot a weiß Gesichte, Guckel, hell und lichte,
Wie die Välke, die eim Pusche stieh'n,
Wie die lieben Blümel, die eim Pusche stieh'n.
Ei a Goarten 'nein
Loicht't der Mondenschein
Und die Sterndel fünkeln goar, wie Guld, su fein —
Stille ist 's zentaus,
Wi ei Herrgoots Haus,
Ock eim grunen Loobe spielt der Wind —
Ock die Baache rauscht,
Ock doas Woasser plauscht,
Und die Berthel, wie se heeßt, doas Kind,
Mit 'm Poatschel foaßt
Über sich an Ooast
Und se spricht su leise, leise, sacht,
Spricht se, ei der Nacht:
„Boom, ich schüttel' Dich,
Liebster, rippel' Dich —
Belle, Hundel, belle,
Maag's do sein, wer'sch welle!"
Und do bellen drei
Sitte Hundel glei
Zent üm Voater'sch Haus,
Und se weeß ni ei
Und se weeß nie aus — —
Wer do vu da Drei'n
Sol der richtige sein,
Wer, wer wird se frei'n?
Is's der Suhn vum Schmiede,
Is's der Müller-Friede
Aber sölld's der Kanter-Koarle sein?
Durte bell'n die Hunde
Laut aus Herzensgrunde,
Und do stieht und sinnt se
Und Gedanken spinnt se
Ei dam Mondenschein,
Ei dam galen, guld'nen Mondenschein —
Adder'sch kimmt dam Berthel halt ni ein!

Aus „A frisches Richel". Schweidnitz, Heege, d. J. S. 185.

Proben der deutschen Mundarten Oberschlesiens

Von Friedrich Graebisch

Das oberschlesische Gebiet, in dem bodenständige deutsche Mundarten gesprochen werden, liegt im Westen und Südwesten der Provinz und grenzt an den Süden des Regierungsbezirks Breslau, sowie an das frühere Österreich-Schlesien. Es umfaßt die Kreise Grottkau, Falkenberg und Neisse ganz, sowie die Kreise Neustadt und Leobschütz zum großen Teil. Dazu kommen die Sprachinseln Kostenthal, Kreis Cosel, Schönwald, Kreis Gleiwitz, und das jetzt zu Polen gehörige Anhalt, Kreis Pleß, mit eigenen deutschen Mundarten. Alle diese Mundarten gehören zur schlesischen Hauptmundart. Man kann sie, wie folgt, gruppieren:

1 a. Im nördlichen Teil des zusammenhängenden deutschen Mundartgebietes, südlich bis gegen Zülz und Neisse, werden Mundarten gesprochen, die ich als „Ostschlesisch" bezeichne; von Unwerth stellte sie noch zum Lausitzisch-Schlesischen. Die Endung en ist erhalten, die Kleinformen enden auf l. In diesem Gebiet hebt sich besonders scharf ab die Brieger Mundart, die im nördlichen Kreis Grottkau und bis gegen Falkenberg gesprochen wird. Sie bildet den Übergang zum Neiderländisch-Schlesischen durch die monophthongische Vertretung von mhd. î durch ää, Diphthongierung von schles. å in uå und schles. ää in iää und Palatalisierung der Zahnlaute (d, t, l, n) nach bestimmten Selbstlauten (besonders nach altem î und iu). Gewisse Einzelheiten aber verbinden schon diese Mundart mit den südlichen und südöstlichen, z. B. Nuckwer = Nachbar, Dehnung von a vor n und Dental, z. B. aander, gaanß. (Probe 1.)

1 b. Zwischen Grottkau — Zülz — Neisse wird eine weniger charakteristische „ostschlesische" Mundart gesprochen, die dem schlesischen Stammtypus sehr nahe steht, und die ich als „östliches Gemeinschlesisch" bezeichne, wozu ich auch die nördlich und westlich an die Brieger Mundart angrenzenden Mundarten Mittelschlesiens (zwischen Ohlau — Bernstadt — Neumittelwalde, sowie zwischen Ohlau — Kanth — Strehlen) rechne.

2 a. Zum sogenannten „Gebirgsschlesischen" (Endung a statt en, la statt lein) gehören die südlichen Mundarten bis gegen Leobschütz. Der nordöstliche Zweig des Gebirgsschlesischen umfaßt die Mundarten um Ottmachau und Patschkau bis gegen Neisse und reicht in Mittelschlesien bis gegen Schweidnitz und Reichenbach. Die teilweise Vertretung von i durch e und u durch o, sowie ää statt ee (aus mhd. ei, öu) und anderes leitet zum glätzischen Zweig über, von dem ihn jedoch die geschlossene Aussprache der Langvokale vor r (hiern, Juhr) trennt; mhd. ou ist in diesem und dem nächsten Gebiet meist durch offenes å vertreten. (Proben 2 und 3.)

2 b. Als besonderen „oberschlesischen Zweig" des Gebirgsschlesischen fasse

ich die Mundarten um Ziegenhals und Neustadt (sowie um Hotzenplotz im benachbarten Österr.-Schlesien) zusammen, die offenes o und e vor Nasalen (n, ng) nach u und i hin verschoben haben (huun = hån = haben, schinka = schenken) und diese Eigenheit auch mit den Mundarten von Katscher, Kostenthal und der Schönhengster Sprachinsel teilen. Die starken Zeitwörter mit mhd. â im Plural des Präteritums haben von Patschkau bis Katscher im ganzen Präteritum oo gegen å in den anderen gebirgsschlesischen Mundartgebieten, z. B. koom, soog. (Proben 4 und 5.)

3. Südlich von Leobschütz wird eine Übergangsmundart gesprochen, die vom Gebirgsschlesischen zur Mundart von Katscher, aber auch zum Nordmährischen (Oppaländischen) überleitet. In der Verbindung a und ld ist d erhalten (alda), auffallend sind die Kürzen Stoll (Stall), es (ist), wedder (wieder) usw., an die Stelle der gewohnten schlesischen Formen Scheune und Punsch treten Schener und Wald. Ähnlich in der folgenden Gruppe. (Probe 6.)

4. An das Gebirgsschlesische schließen sich noch an die Mundart um Katscher, sowie die der vorgenannten Sprachinseln. Besonders letztere erinnern aber infolge ihrer Altertümlichkeit an die anderen Hauptzweige des Schlesischen.

Die Mundart um Katscher verbindet den oberschlesischen Zweig des Gebirgsschlesischen mit den Mundarten des Kuhländchens und der Bielitzer Gruppe. (Probe 7.)

Die Mundart von Kostenthal fällt auf durch die dem Schlesischen sonst fremden gerundeten Selbstlaute ö und ü, die aber nicht denselben mhd. Lauten entsprechen, sondern aus oo und uu weiterentwickelt sind (Gööt = Gott, güüde = gute); dies erinnert an die Mundart von Rotmühl im Schönhengstgau. Auch die Näselung von Selbstlauten (Muu(n) = Mann, gesah(n) = gesehen) finden wir im Schönhengst wieder. Die Kleinformen enden auf chen wie in Schönwald und in der Zips, manche auch auf ken (Faßken, Fläschken, Katzken), nach Guttural auf elchen (Zäägelchen = kleine Ziege. Die Endung en ist erhalten. (Probe 8.)

Die Mundart von Schönwald verbindet das Gebirgsschlesische mit dem Neiderländischen und ist noch sehr altertümlich. Ich verweise auf die ausführliche Arbeit von Konrad Gusinde „Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien", Breslau 1911. (Probe 9.)

Anhalt ist zwar eine Gründung Friedrichs des Großen, die Ansiedler sollen aber aus Seibersdorf bei Oderberg stammen; die heutige Mundart ist daher den Mundarten von Katscher, Bielitz und des Kuhländchens nächstverwandt (nach Jungandreas, Besiedlung Schlesiens, S. 14). Eine Probe habe ich leider nicht beschaffen können.

Die Schreibweise der folgenden Texte ist einheitlich von mir durchgeführt nach den von mir in der „Mundart der Grafschaft Glatz" (Mittelwalde 1920) aufgestellten Grundsätzen, die mit Erfolg auch bei anderen deutschen Mundarten, z. B. der

Zips, angewendet worden sind. Von einer streng phonetischen Schreibung mußte aus Rücksicht auf die meisten Leser, sowie auch auf die Druckerei abgesehen werden. Zum Verständnis sei folgendes bemerkt:

1) e bedeutet den kurzen zwischen offenem e und i liegenden Laut, z. B. Kend = Kind.
2) o bedeutet den kurzen zwischen offenem o und u liegenden Laut, z. B. jong = jung.
3) å bezeichnet den langen zwischen a und geschlossenem oo liegenden Laut, z. B. Våter = Vater.
4) ł ist velar zu sprechen, ähnlich dem harten polnischen ł.

Besondere Schwierigkeiten bietet die Schreibung in den Proben 1, 5, 6, 7, 8 und 9 wegen der darin vorkommenden palatalisierten Laute und gewisser Diphthonge; man vergleiche die Fußnoten; *ie* ist stets wie langes *i*, dagegen *ie* diphthongisch zu sprechen.

1. Zindel, Kreis Brieg.

1) Inser Nuckwer August ies schun a aaler kranker Muån. A *ies inser* Fre(j)nd[1] und der Puåte vo insen Maa(j)dl, vo der Mielchen. Wier huån oo an Jung', da(r) heeßt Korle, zwiää Maa(j)dl sään schun gesturb'm. Ho(j)tte[2] kuåm dr Pott-August zu ins. Ich wuår gruåde draußen bää a Uxen und suåg'n kumm. A wullte a de Kurche gihn, aaber der Waig a de Kurche *ies* we(j)tt[3] und schla(j)cht, und is gihd ieber an huuche Barg. Doo huå ich'n geheeßen a bissel nääginn; und ich spannte de Uxen uån und hullte de Mutter aus der Kiche (oder Stuube). Der Puåte hoot jeeden vo a Ki(j)ndern an Oppel und anne Burne mitgebrucht, und am[4] Moontieje huån se a klee scheckiech Katzel vuå'n gekriet. De Ki(j)nder wullten ('n) guår nimme furtlussen; a ies-immer asuu sihre gutt zuu'n, wää(j)l s'n immer asuu guude Antwuurten gaan, wenn a se im wos froo(j)t. A wiel 'n no mihr vo senn Appeln und Burn gaan; murne sulln se zuun kumm und de Beeme schitteln. De Ki(j)nder baaten oo olle Taage zum liebe Harrgoot, a mechte dam guude Puåten no a langis Laab'm schenken. — Siiste! Doo kimmt de Mielchen! Nun (oder itze) mach der dääne Arbeit; duu hust no nischt gemacht! Doo tuu och flääßiech larn und schrääb'm und rechnen, doo konnste (oder torschte) dernoonte mit'n Korle uuf de gruuße Wiese spielen gihn, wää(j)l's nimme raa(j)nd- und is Waater ies-asuu schien gewurden.

2) Mää Vuåter hood-anne gruuße Pauerwurtschoft glää naabern Schoolßen. Doo huå wir a schienis Haus, an Stuål, anne Schoo(j)ne, a Stiebel (oder Außunghäisel), wuu de aale Gruuse(j)ldern drinne wohn, an Guårten mit viel Dobstbeem und Acker und Wiese und an kleene Täach (oder a klee Sie); und oo a Pischel gehierd-ins. Ho(j)tte

[1] e(j)nd = kurzes e und palatales nd.
[2] o(j)tt = kurzes o und palatales t.
[3] e(j)tt = kurzes e und palatales t.
[4] am = im (in anderen schlesischen Mundarten eim Moontije).

ies der Vuåter nich derheeme. A ies- a der Stuåd- a Schwää(j)n und a Kolb vurkeefen (oder vurkoofen). Asuu im a sieb'm rim muuß der Vuåter wieder derheeme sään; ehnder wurd-a kaum kinn zuricke sään. Do gih ij'n schun a gruußis Sticke akiääi. Und wenn a dernoo zur Stuubetiere rääkimmt, doo suå(j)d-a: „Ich huå å(j)ch ollen wos sihre Schienis mitgebrucht!" Und doo ies de Friää(j)de gruuß, denn mit laare Hä(j)nden kimmd-a nich, und jeedis kriet anne Mittebrenge vuå'n. Und doo stiht dernoo der gaanße Tiesch vuul.

(Nach Lehrer Traugott Gebhardt in Cantersdorf.)

2. Gesseß bei Patschkau, Kreis Neisse.

Mei Våter hood'n gruuße Pauerwertschoff glei naaberm Scholza. Doo hå-wer a schien Haus, 'n Stål, 'n Scheune, a Außunghäusla, wuu de aala Gruuseldan drenne wonn, 'n Gårta mit viel Dobstbääma on Feld- on Wiese on a Teichla, on å a Steckla Puusch gehierd-ens. Heute ies der Våter ne derhääme. A ies ei der Ståt, a Schwein on a Kolb verkääfa. Em a siebne rem, muuß der Våter wieder doo sein; ehnder watt a woll ne häämkomma. Doo gieh-j-m schon a gruuß Stecke eidekääne. On wenn a dernoo zur Stuubatiere reikemmt, doo såd-a: „Ich hå euch ajeedem wås sihr Schienes mitgebroocht!" On doo ies de Fräade gruuß; denn mit laara Hända kemmt a ne. On ajeedes krigt 'n Mitbrenge voon-em. On doo stiht der ganze Tiesch vuul.

(Nach Rektor Karl Klings, Berlin.)

3. Steinhübel, Kreis Neisse.

Mei Våter hood 'n gruuße Pauerwertschuft glei naaberm Schulßa. Doo håber a schienes Haus, 'n Stål, 'n Scheune, a Außunghaus, wuu de aala Gruuseldan dinne wunn, 'n Gårta mit viel Dobstbääma und Acker und Wiese und 'n Teich, und å a Stickla Puusch gehierd-ins. Heute ies der Våter nee derhääme. A ies ei der Ståt, a Schwein und a Kolb verkääfa. Im a sibne muuß der Våter wieder doo sein; ehnder watt a wull nee häämkumma. Doo gih ich 'n schun a gruuß Sticke eidekeene. Und wenn a dernoo zer Stuubatiere reikimmt, doo såd-a: „Jech hå ich jeeden wås sihr Schienes mitgebroocht!" Doo ies-åber de Fräade gruuß; mit laara Hända kimmd-a doch niemcols (nee), und ajeedes krigt 'n Mittebrenge voo'm. Und doo stiht dernoo der ganße Tiesch vuul.

(Eigene Aufnahme.)

4. Ludwigsdorf bei Ziegenhals, Kreis Neisse.

Ense Nopper Teich-Gust ies lange (oder schon) a aaler, tåprijer Munn. A gehiert zu enser Freindschoft on ies Påte zu ensem Maadla, zu der Telde.[1] Dås (= de Telde) hängt uun'm, wie'n Klatte. Bier huun å en Jonga, a hääßt Roobertla; zwää Maadla sein ens schon gestorba. Heite koom der Påte zu ens rei; iech wår gråde daußa bei a

[1] Mathilde.

Oχa on soog=a komma. A wollte ei de Kerche gihn, åber der Waag ei de Kerche ies weid=on schlecht, on's gihd=ieber en huncha Berg. Doo hå ich a a beßla reikomma gehääßa, on iech sponnte de Oχa uun on hollte de Mutter aus der Keche. De Påt=Guste goob jeedem Kende en Oppel on enne Berne on uun der Mietbije[2] huun se a klää scheckich Katzla voon'm krigt. De Kender wollta'n går nimme fortloon. A ies emmer råsnich freindlich zuun=a, weil s 'm emmer asuu gutt Beschääd sårn, wenn a se em wås froogt. A wiel a nooch meh vo senn Åppan on Berna gaan; morne senn[3] se zuu'm komma on de Bääme schettan. De Kender bieta olle Taage ensa Herrgoot, doß a on a mechte da lieba guuda Påta nooch recht lange derhaala. Satt och, doo kemmt de Telde! Etz mach der och deine Arbt, duu host juu nooch går nischt nie getoon. Tuu der jaa orntlich la(r)na on rechern on schreiba! Dernoochernt konnste met Roobertlan of'm Manger[4] speela, wenn's unfhiert zu rann on's Waater werd wieder schien.

(Nach Hauptlehrer Mücke.)

5. Wiese (gräflich), Kreis Neustadt.

1) Oinser Nopper Naaz ies lange (oder schont) a alder kranker Muuen. A ies oinser Freind ond die zwääte Påte vuu oinserm Maadla, vuu der Mielje (oder Miela). Bier huuen å en Jonga, daa(r) hääßt Korla, zwää Maadla sein oins schont gestorba. Heite koom de Påte zu oins; iech wår gråde daußa bei a Oχa ond soog=a komma. A wollte ei de Kerche giehn, åber der Waag= ies weid= ond schlecht, ond's gieht ieeber en huncha Barg. Doo sårt ich'm, a sellte a beßla ei de Keche (oder Stuube) giehn, ond= iech sponnte de Oχa ei ond gink dernoochtert ei de Keche ond hollte de Mu(j)tter. De Påte hood=ajeedem (oder em jeeda) vuu a Kenda(r)n en Oppel ond=enne Berne mitgebroocht, ond=om=Moontie huuen se a kläänes scheckies Katzla vuun=em krigt. De Kender wollta'n går nimme fortloon, a ies emmer asuu sihr gu(j)tt kää se, weil s'm emmer sette gunde Antwuurta (oder Amperta) gaan, wenn a se em wås froogt. A wieel a nooch meejer vuu senn Åppaln ond Berna gaan; morne sellta se zuun=em komma ond de Bääme schettaln. De Kender baata å olle Taage zu oinserm Herrgoote, doß a ond a mecht daa(r) lieba Påte a langes Laaba schimka. Siste, doo kemmt de Miela! Etze mach der och deine Arbeit! Duu host juu nooch rään nischte gemacht! Doo tuu och fleißich larna ond schreiba ond recha(r)n, doo torschte (oder konnste) dernoochtert met Korlan of de Wieese spieela giehn, weil's nemme raant ond 's Waater ies wieeder asuu schieen geworda.

2) Mei Våter hood=enne gruuße Pauerwertschoft gleich naaba 'm Scholza. Doo huueber a schieenes Haus, en Stål, enne klääne Scheine, a Auszuugheisla, wuu de aalda Gruuselda(r)n denne wonn, en Gårta met vieela Dobstbääma denne ond Acker ond Wieese ond a Teichla; ond å a Steckla Waald gehiert oins. Heite ies der Våter nech (oder nie) derhääme. A ies ei der Ståt, a Schwein ond a Kolb verkääfa. Asuu em a holb sieebene muuß der Våter wieeder doo sein; ehjer werd a nech zurecke komma. Doo gih ich 'm schont a gruuß Stecke eidekääne. Ond wenn a dernooch zur Stuubatiere reikemmt, doo sprecht a: „Jech hå ich olla wås sihr Schieenes mettebroocht! "Ond doo ies de Fråade gruuß, denn met laara Henda kemmt a nie, ond jedweedes krigt enne schieene Mettebringe vuunem. Ond do stieht dernoochtert daa(r) ganze Tieesch vuu daam Zeige vuul.

(Nach Lehrer Thomas, Kohlsdorf.)

[2] Mittwoch.
[3] sollen.
[4] Anger, Aue.

6. Löwitz, Kreis Leobschütz.

1) Onser Nopper Jegnaaz es schont a alder kranker Muuen. A es onser Freind ond de Påte vo onsa(r)n Maadla, der Mielije. Ber honn aa an Jong', daar haaßt Korl; zwaae Maadlan sein schon gestorb'm. Heite koom de Påte ze ons; iech wår gråde daußen bein Oχen ond hå 'n komm gesahn. A wollt ei de Kerche gihen, åber der Waag= ei de Kerche es weid= ond schlecht, ond 's gihed= eeber an hoochen Barg. Doo hå ich 'n haaßen neigihen, ond= iech sponnt de Oχen ei ond hollt de Mutter aus der Keche. De Påte hood 'n Kenda(r)n jeeden enn Oppel ond = aae Berne metgebroocht, ond=om=Moontije honn se a klienes (oder klaanes) scheckijes Katzla von ('n) krigt. De Kender wolldn = en går nemme fortlooßen (oder loon), a es immer asoo sähr gutt zuun, doo s 'n immer asoo gunde Antwårten gaan, wenn a se wås freegt (oder froogt). A well 'n noch meher vo sein Appaln ond Bern gaan; morne[1] selln se zuun gihen ond de Baaeme schettaln. De Kender baaten aa olle Taage zun lieb'm Herrgoot, doß a der Påte noch a langes Laab'm schenk'n mecht. — Satt och! Doo kemmt de Mielije! Etz mach der deine Arbeit; duu host je noch nischte gemacht! Doo tuu och orntlich lern ond schreib'm ond recha(r)n; doo konnste (oder torschte) dernooch met Korlan of der gruneßen Wiese spielen, doo 's nemme raant ond 's Waater asoo schien worn es.

2) Mei Våter hood = a gruneße Pauerwertschoft nohnde bein (oder glei naaba(r)n) Scholze. Doo homber a schienes Haus, an Stoll, a Scheier, a Auszuugheisla, woo de alden Gruneselda(r)n denne wohn, an Gårten met viel Dobstbaaem ond Feld = ond Wiese ond = an Teich, ond aa a Steckla Wald gehäärd = ons. Heit es der Våter nie doo (oder derhaaeme). A es ei der Ståt, a Schwein ond = a Kolb verkaafen. Em a seebne muß der Våter wedder doo sein, ehnder werd a wellt nie zureckkomm. Doo geh ij'n schon an gruneßes Steckla akaane. Ond wenn a dernooch zur Stoob'mtiere reikemmt, doo sääed=a: „Jech hå eich jeeden wås sähr Schienes metgebroocht!" Ond doo es

[1] Mit offenem o (vgl. glätzisch manne).

de Fraade grueß; met laa(r)n Henten kemmd=a doch niemools, ond = ollen brengd=a wâs met. Ond doo stihet dernooch der ganze Teesch vuuel.

(Eigene Aufnahmen; Sprecher: Waisenhausinspektor Robert Kunze in Breslau.)

7. Neukatscher, Kreis Leobschütz.

1) Onser Nopfer Naaz es schon a aalder kranker Muuen. Ar es onser Freind ond der Pooat vo onsem Maaidle, vo der Miele. Wer huuen aa an Jong', daar haaißt Kall (oder Kallchle); zwää Maaidlen sein ons schon gesturwe. Heid = es der Pooat zuu ons komme, ich woor grooad dauße bein Oxe ond sooch = en komme. A(r) wollt ei de Kirch gihen, åwer der Waaig ei de Kirch es weid = ond bies, ond = es gihed = eewer an hooche Barg. Do hies=ij=en neigihen, ond = ich sponnt de Oxe ei ond hollt de Mutter aus der Kech. Der Pooat hood = n Kende(r)n an Oppel ond = a Bern metgebroocht, ond = em = Moontich huuen se a klienes (oder klaaines) scheckijes Katzle von em kricht. De Kender wollten ('n) goor nimmi fottloon, ar es immer aso sihr gutt zuu en, weil s'em immer aso guude Antworte gaan, wenn a(r) se wos fräät. A(r) well 'n noch mähr vo sann Appeln ond Berne gaan; mooan selle se zuu em gihen ond de Baaim schetteln. De Kender baate aa olle Taach zum liewe Herrgoot, a(r) mecht dam guude Pooat noch a langes Lääb'm schenke. — Sahd=ock! Do kemmt de Miele! Etz mach dei Arwet, du host noch nischt gemacht; do tuu ock fleißich la(r)ne ond schreiwe ond rechnen[1], do konnst dernooche(r)t met Kallchlen of de grueße Wies spiele gihen, weil's nimmi raaint ond 's Waater so schien geworn es.

2) Mei Vooater hood = e grueße Pauerwettschoft glei naawem Scholz. Do huuen wer a schienes Haus, an Stoll, a Scheier (oder Schein), a Außoogheisle, woo de aalde Grueselde(r)n denne wohne, an Gooate met viel Dobstbaaim ond = Acker ond Wies ond = a Teichle; ond = aa a Steckle Waald gehierd = ons. Heid = es der Vooater ne derhaaim. Ar es ei der Stooat, a Schwein ond a Kolb verkaaife. So em a seewe muß der Vooater wedder doo sein; ehnder we(r)d a(r) woll ne zureck komme. Do geh ij = em schon a grueßes Steck atkaan. Ond wenn a(r) dernooch zur Stoowetier reikemmt, do sääad = a(r): „Ich hå eich jeedem wos sihr Schiemes metgebroocht!" Ond do es de Fraaid grueß, denn met laare Hend kemmd = a(r) ne zureck, ond jeeds (oder jeedes) kricht wooas metgebroocht von = em. Ond do stihet dernooche(r)t der ganße Teesch vuuel.

(Nach Dr. Josef Horag und Lehrer Maiß.)

8. Kostenthal, Kreis Cosel.

Onser Nockfer Gustlik ääs schont a aalder kranker Muu(n).[2] A(r) ääs = onser Freind[3] ond der Påte (oder Gevotter) vun(n) onsern Maadchen, der Mille. Mier hunn öö en

[1] Aus „rechnern".
[2] (n) bedeutet leichte Näselung des vorangehenden Selbstlautes; n in (n) ist stumm.
[3] Hier und in anderen Wörtern werden die Zahnlaute palatal gesprochen; von einer besonderen Bezeichnung wurde abgesehen, da ich die Aussprache nicht nachprüfen konnte.

Jong', daar heeßt Korle, zwää Maadchen sein ons schuu(n) gestorb'm. Haaite kuum daa(r) Påte zü ons, ech wår gråde daußen ban Oxen ond hå 'n komm gesaa(n). A(r) wullde en de Kerche gäh(n), aaber der Wääg dette hää ääs waa(i)t, ond mer muiß ääber en huuch'n Baarg. Ech hå 'n geheeßen neizügäh(n), a(r) sullde worten; ech sponnte de Oxen uu(n) ond hullte de Muitter aus de[1] Keche (oder Stuuibe). Da Påte höot jääden vu da Kendern en Oppel ond enne Berne gegaa(n), ond um Mööntige höod 'r 'n a scheckiges Katzk'n gebröocht. De Kender wullden a(r)n går nimmi fortlöön; ar ääs immer suu gu(i)tt zü a Kendern, waa(i)l se immer güüde A(r)ntwöörten gaa(n). A(r) wääl nen noo mähr Öbst (oder Appel ond Bern) gaa(n); mööne silln se Beeme schetteln komm. De Kender baaten olle Taage züm lieb'm Göot, a(r) soo da[2] Påte no a langes Laab'm schinken. Siste! Dette kemmt Mille! Etze mach ock daa(i)ne Arbaa(i)t; düü host no reen nischt getöön! Mach ock etze daa(i)ne Schüülarbaa(i)ten; tüü rechnen, laasen ond schreib'm; danööger ku(n)ste met Korln späälen gäh(n) uf de Wääse; es werd danööger nimmi rann, ond es Waater werd schää(n) waa(r)den.

(Nach Lehrer Paul Mihatsch.)

9. Schönwald, Kreis Gleiwitz.

1) Mei Vååter hot (oder hood=) an greoße Panwerwettschoft g(j)eråede (oder glei) naawer = em Schooze. Din hån wer a schääe Haus, an Steo, an Schaajer, a Heischa, weo de aude (oder anda) Greoseldan denna sann, an Guuota and = an Heng(j)erzann[3] met vääel Dobstbeemcha and Faud= and Wääese, dås heeßt „es Heemiewe"[4], and=an klenn Taajch;[5] and = ooch = a Steckjecha Posch g(j)ehied = ons. Heite es da Vååter nech deheema. Er es a da Ståt, a Schwein and = a Keob verk(j)eefa. Em ääewa muß da Vååter wedder doo sann, reschan wett a kaumo (oder wo nech) anheem komma. Din g(j)ääe ech em schon a greoß Steck(j)e atchien. And wenn a denn zer Steowatier rein (oder rei) k(j)emmt, din sunod = a: „Ech hår = aaj = iedom ischta sih Schääenes metbroocht!" And din do es de Freide greoß, denn met läädeg(j)e (oder = a) Hä(j(nda k(j)emmt a keemo (oder niene), and = iedes krigt ischta metbroocht vånem. And din ståäet denn da Tesch da ganze veo.

(Zusammengestellt nach Dr. Konrad Gusindes „Eine vergessene deutsche Sprachinsel im polnischen Oberschlesien", Breslau 1911.)

2) A Miercha. Bom Bocke hån de Heedwig(j)asaldåata[6] ongder Aa(j)de a Looger. Frihjan wuuor dotte, weo neo de Zigg(j)elaaje ståäet, lauter Posch. Dott g(j)ing(j)a

[1] 4. Fall.
[2] dem (masc.).
[3] Hinterzaun = Gras= und Obstgarten.
[4] Heimerbe = der ganze Feldbesitz.
[5] In Schönwald nur Flurname.
[6] Die zweite Silbe (wig) hat den Hauptton.

de Heedwig(j)aſaldåata a de Ala(j)de nein, and wenn amoo a Krigg wett waa(j)da, wås k(j)eemo ofhien tutt, denn wann de Heedwig(j)aſaldåata rauskomma and eotz zommaſchiſſa. Denn wett da Krigg gleich ofhien. Em draſſekjuhreg(j)a Krigg(j)e wonn ſe ooch ofg(j)eſtaanda and rauskomma aus der Ala(j)de. Din wuno da Krigg gleich guuor g(j)ewaaſt.

(Entnommen aus Dr. Guſindes „Sprachinſel", S. 219, mit geänderter Lautſchrift.)

Überſetzung: Ein Märchen. Beim Bauer Bock haben die Soldaten der hl. Hedwig unter der Erde ein Lager. Früher war dort, wo jetzt (nun) die Ziegelei ſteht, lauter Wald. Dort gingen die Hedwigſoldaten in die Erde hinein, und wenn einmal ein Krieg wird werden, was niemals aufhört (aufhören tut), dann werden die Hedwigſoldaten herauskommen und alles zuſammenſchießen. Dann wird der Krieg gleich aufhören. Im dreißigjährigen Kriege waren ſie auch aufgeſtanden und herausgekommen aus der Erde. Da war der Krieg gleich zu Ende (gar) geweſen.

Heinrich Tſchampel

Geboren am 22. 5. 1799 in Dombrowka bei Carlsruhe, geſtorben in Quolsdorf bei Bolkenhain

Der Harbſt

in der ſchleſiſchen Gebirgsmundart

Nu ihs der Summer wieder furt
Mitſomſt dar grußa Hitze,
Und wu's Getrade prangte dort,
Do ſitt ma Stuppel itze.
De Felder ſein foſt olle loar
Und Junga hitta druffe har.

Viel karzer ward der Tag itzund,
Is bloſa kahle Winde,
Und woas ſuſt grüne woar und bunt:
De Eeche, Barke, Linde,
's wärd olles walk und gahl, und 's Laub
Fällt vu a Beema ei a Staub.

De Schwolma hoan ſich fortgemacht,
De ahla und de junga,
Und ander' Vögel, die de Pracht
Vum Summer hoan beſunga. —
Zieht glücklich, doch vergaßt ne arn
De Rückkähr; denn mer ſahn oich garn.

Und vu a Bluma kleen und gruß
Ei ihra viela Forba,
Do blühn arn no die Aſtarn bluß,
De andarn ſein vertorba;
Die mag der Harbſt ne garne ſahn,
Drim hot a'n riſch an Knix gegahn.

Satt dorte ock de Aeppel oa
Mit ihra ruta Backa,
De Barna, Pflanma horte droa,
Und Nüſſe goar zum Knacka!
War hot denn die ins mitgebrucht?
Der Harbſt, der hoat oa ins geducht.

De Kaller, Schonn und Bädme ſein
Vu ihm gefüllt mit Goba,
Und moncher Gegend gibt a Wein,
Doas ihs doch wull zu loba!
Zwoar ihs is Woſſer ſiehr geſund,
Doch Wein macht luſtig Harz und Mund.

Drim macht der Harbſt au, wie bekannt,
Monchmol a arnſſt Geſichte;
A ſägnet halt doch 's ganze Land,
Gibt viele ſiſſe Früchte,
Und monche ſenner Tage ſein
Au reich oa mildem Sunnaſchein.

A kimmt mer für, als wie a Freind,
A rechter, praver, guder,
Dar meher ihs, als wie a ſcheint,
Dar ohne viel Geſchwuder,
Wenn au ne immer ſpoßt und lacht,
Doch Ander garne glücklich macht.

Philo vom Walde

Geſtorben 15. 1. 1906 in Breslau.

Geboren am 5. 8. 1858 in Kreuzendorf bei Leobſchütz.

In der Vorrede zu ſeiner Gedichtſammlung „A Singvägerle" äußert ſich der Dichter auch über die Schreibung ſeiner Mundart. Er ſagt hier: „. . . Dialekte laſſen ſich bekanntlich ſchwer ausſprechen und noch ſchwerer aufſchreiben. Die Lautnuancen ſind ſo fein und vielfältig, daß keines der beſtehenden Alphabete genügt, dieſelben zu markieren. Um dem Laien den Genuß ſo viel als möglich zu erleichtern, iſt es nötig, daß man in der Dialektorthographie nicht zu rigoros verfährt, ſondern dieſelbe möglichſt vereinfacht und Konzeſſionen macht. Darum habe ich mich nicht geſcheut, mitunter ein Reimwort dem Hochdeutſchen nahezuführen und die Orthographie den Regeln des Schriftdeutſchen anzupaſſen, um den eigentlichen Stamm deutlicher erkennen zu laſſen und ſo beſſeres Verſtändnis zu ermöglichen. Faſt durchgängig ſind auch die dumpfen Laute: ö, ä, eu, äu beibehalten, obgleich ſie vom Volke im allgemeinen nicht rein geſprochen werden. Wer den ſchleſiſchen Dialekt an Ort und Stelle kennen gelernt hat, weiß, wie er in dieſem Falle zu leſen hat — dem Fremden aber iſt das Verſtändnis dadurch bedeutend erleichtert. Wer den ſchleſiſchen Dialekt — oder beſſer: die hunderte von Lokaldialekten — ſo ſchreiben wollte, wie ſie geſprochen werden, dürfte teilweiſe ſelbſt dem gewiegteſten Kenner desſelben unverſtändlich bleiben. In dieſem Punkte muß der Poet weitere Kreiſe im Auge haben und dieſen gemäß die Grenzen ziehen."

Der Wäber-Hanſel.

. . . . . .
Der Hanſel flennt wie uft eim Stillen:
„Wie ſol ich dennt üm Himmels willen
Ock immer ei der Stube blein?
Ich kan doch halt nicht anderſch ſein!
Beim Spulen und beim Fädernſchleißen
Kan Ees ſich doch nich ganz zerreißen!
Ich gieper nach ang friſcher Luft
Und nach a brinkel Blümelduft!"
A hoot ſich's täglich vürgenummen:
A wil itz zu Verſtande kummen —
Doch ihs a außer der Gefahr,
Do ihs a, wie a immer war. . . .
Gitts ſuſte halbig niſcht zu ſchuften,
Do ſitt a, daß a kan verduften.
A ſchleecht ſich ſachte aus 'm Haus
Vul Freeden ei ſei Gärtel naus.

Doas ihs ock zwarſch a kleenes Eckel,
Doch ihs's ju itz ſei Lieblingsfleckel:
Und treemert a ei däm Revier,
Do kimmt a ſich as Kienig vür.
A thutt de Bätel friſch beſtechen,
A macht ſe gleiche mit 'm Rechen,
A klaubt ſe vun a Quecken reen,
A kluppt de harten Kließer kleen,
A zieht ſich Luren, macht ſich Tammel
Und ſteckt ſich Türken, Liebeslammel,
Sät Aſtern, Ringelruſen, Lack,
Flanzt Schnietlich, Zwiebeln, Paſternack
Lät Plutſcher- und o Gurkenkerne
Am Neumond bei der Stallaterne.
Daß keene Spatzger drüber giehn,
Do thutt a lauter Fäden ziehn.
. . . . . .

Aus dem Epos „Leutenot".

Wiegenliedel.

Nin, nin, nei —
Kindele, schlof ei.
Schlof ock, draußen gieht der Wind,
Biſt ju doch mei guldnes Kind.
Hul, lul, lei.

Nin, nin, nei —
Kindele, schlof ei.
Schlof, ſust kimmt der ſchwarze Man.
Där wil's Kindel mite han.
Hul, lul, lei.

Nin, nin, nei —
Kindele, schlof ei.
Schlof, du kleener Strampelgeiſt,
Daß dich nich is Hundel beißt,
Hul, lul, lei.

Nin, nin, nei —
Kindele, schlof ei.
Engel tun ju bei der ſtiehn,
Schuckeln's Wiegel her und hien.
Hul, lul, lei.

Nin, nin, nei —
Kindele, schlof ei.
Draußen blüht der Appelboom,
Ha ock recht an ſchienen Troom!
Hul, lul, lei.

De Grußel.

De Grußel huckt vurm Armenhaus
und bäht ſich an der Sunne aus.
Se kam a ganzen Winter ſchier
nich eemal vur de Gattertür.
Nu ſtieht vul Blütten jeder Boom,
as wär de Welt an Himmelstroom.
A Troom ihs o de Lebenszeit,
die hinger i'r vergangen leit.
De Grußel ihs heut achzig Jahr —
Do ihs'r vieles nich mehr klar . . .
Ock wie der Man verfiel eim Sand,
wies's Haus gehell eim Feuer ſtand,
wie plutze 's ganze Viehch vertarb,
wie ee Kind nach'm andern ſtarb,
wie's Waſſer kam und rieß und rieß,
bis niſcht meh blieb als Schutt und Kies,
wie's Hagelwetter alles zerſchlug
und ſie is Brut aus Kleien buk,
wie jeder ſat: „Ooch das no vullt?"
und doch nich Eener helfen wullt —:
Das kan ſe no ſu regen ſehn,
as wärſch'r heute igle geſchehn . . .
Se hoot's verwunden pe-a-pe —
ſe fürcht, ſe wünſcht, ſe hufft niſcht meh.
De Welt mag uf'm Kuppe ſtiehn,
ſe lebt für ſich allene hien.
Se klat nich, flennt nich, lacht nich gruß —
ſe ißt und trinkt und ſpricht ock blus:
„Ma muß wie fruh ſein — Got, ach Got!
Wenn daß ma ockis Leben hoot!"

Karl Klings,

geboren am 11. 1. 1867 in Geſeß bei Patſchkau. In einem Briefe ſchreibt uns Klings über ſeine Sprache:

. . . „Die Mundart, in der ich die Erzählung geſchrieben, iſt die der Patſchkauer Gegend, genauer: die meines Geburtsortes Geſeß, früher: Geſäß. Es iſt das jenes Dörflein, das man meint, wenn geſagt wird: „Such mich bei Potſchke!" Bereits in meinen beiden letzten Büchlein „Streeſelkucha" (bei Heege in Schweidnitz) und „Himmelreich" (Duncker, Weimar) hab ich mich genau an die heimatliche Mundart angeſchloſſen, die ich bis zu meinem 14. Jahre täglich gehört und geſprochen habe. Desgleichen in meiner erſten Gedichtſammlung „Aus'm Rutkatelgeberge" (1902). In den ſpäteren Veröffentlichungen „Dideldumdei" (Heege), „Schläſches Kriegsbrut" (Breslau), „Feldbliemel", „Neckſches und Gruſliches", „Der ſchwarze Sturch", (Walzel, Mittelwalde), habe ich aber die a-Endungen aufgegeben nach Philos Beiſpiel und dafür — le — en uſw. eingeſetzt. In den letzten zehn Jahren bin ich jedoch zur Überzeugung gelangt, daß Philo vom Walde in der Idealiſierung, d. h. in der Annäherung der Mundart an das Hochdeutſche zu weit geht, und daß die — a- und la-Endungen kräftiger wirken und zum Charakter der Mundart, die ich als Kind geſprochen, durchaus gehören. Ein Verhältnis zur ſchleſiſchen Mundart, d. h. bewußte Beziehungen freundlicher Natur, gewann ich erſt ſpät. Nach Vollendung meines 25. Lebensjahres. Zum erſten Mal hörte ich ſchleſiſche Gedichte von Holtei als Schuljunge. Wie ich heut glaube, iſt ihre Melodie mir zeitlebens im Ohre geblieben. Als grüner Seminariſt fühlte ich mich natürlich verpflichtet, die ſchleſiſche Mundart als etwas Minderwertiges, Ordinäres einzuſchätzen. Daß von Seiten der Lehrer und Mitſchüler zur Bekämpfung dieſes beklagenswerten Irrtums nichts getan wurde, kann ich mit Beſtimmtheit behaupten. In meinem 26. Jahre ſpielte mir der Zufall Holteis Gedichte, Rößler und Bauch in die Hände. Ich las die Bücher ohne wärmere Teilnahme. Das war im April. Im September darauf ſchrieb ich meine erſten mundartlichen Gedichte. Sie fielen mir mühelos in den Schoß wie reife Apfel. Seit jenem Herbſt bin ich der Mundart treu ergeben . . ."

Scherbla

Hinderm Hauſe liega Scherbla,
Wull a ganzes Vertelkerbla,
Und de Kinder kumma wihla,
Klauba ſich woas aus zum Spiela,
Griene Glasla, rute Glasla,
Hala die ſich ieberſch Nasla,
Gucka dorch und krehn und juxa:
Sahtt och, ſahtt och, Pfard und Uckſa,
Bäm' und Häusla rut und grien,
Hach, de Welt — wie ſchien, wie ſchien!

Maikaber flieg'!

Maikaber fliege, fliege
Der Vater ihs eim Kriege,
De Mutter tutt sich rackern,
Tutt walzen, sän und ackern,
De Färde lenkt se zuckzuckzuck,
Hält fest und fursch a Zweescharpflug
Und kummandiert 's Gesinde,
Und alles wie geschwinde.

Maikaber fliege, fliege,
Der Bruder ihs eim Kriege,
De Schwaster tar nich trutzen,
De Färde muß se putzen,
De Striegel, de Kardatsche ziehn,
Und früh 's Gesinde wecken giehn,
Und näber'm Gänseruppen
No Sants' und Sichel kluppen.

Maikaber fliege, fliege,
De Grußknecht ihs eim Kriege,
De Grußemad muß 's leiden,
Die muß de Siede schneiden,
Muß Haber schütten, Wasser tra'n,
De Radber schmärn, a Tüngerwan,
De Kleemad, de Kalene,
Muß misten, ganz alleene.

Maikaber fliege, fliege,
De Männer sein eim Kriege,
De Weiber und de Kinder,
De Made und Gesinder,
Se machen alle Männerarbt,
Und keener hüngert, keener darbt.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

„Schläsches Kriegsbrut"

De Potschker Tohla

Von Karl Klings

A kunnde reda, woas a wullde, de Leute lachta drieber. Goar inse Grußla, diede sunst nich glei 'n Tummhät mitmachte. Jeda Sinnobend oaber ging Tohla-Kaschper ims Dorf, de Klinka schloon.

Inse Grußla goob ihm immer 'n Pfennig. Doas kimmt om billigsta, soat'se. Und Kaschper bedankt' sich gespasssig immer asu: „Inne verpucht, Muhme, Du machst Dich wieder amol noblich heute. 'n ächelganza Kupperpfennig schmeißt mir ei de Mitze. Dar watt oaber hecka!"

A spuckte dreimol druf.

„Beim Kratschmer eim Klägeldkastla!" stichelte de Grußla. Kaschper oaber stallt' sich beleidigt: „Ich trinke doch kenn Branntwein?"

„Nänä, Du trinkst kenn. Du säufst a."

Do hill a sich de Uhrn zu und machte, doß a nauskoom aus 'em Hofe. Sei letztes Wurt hieß immer :„Behitt Dich Goot fier a Potschker Tohla!" — —

Mir huppte de Wunderhoftigkät uff de Zunge, und jedesmol froot' ich: „Warum redt' a 'n immer asu? De Potschker Tohla tun doch kämenschan nischt!"

„Weil a nich wäß, woas a redt; 's werrt ihm eim Kuppe."

Meher krigt ich kämol raus. Wissa wulld ich's aber doch. Do koom ich uff'n guda Gedanka: Du gihst glei vier de rechte Schmiede! Wenn sich's amol watt schicka, froost' a Tohla-Kaschper salber! Daber wenn ich ihm wu begahnte, ging ich ihm aus 'em Wege. Ich hotte käne Karaasche. Amol oaber kunnd ich ihm nich ausweicha, ich sohg a nich, ich fill ieber'hn.

Ich koom vum Felde. Huch ieber mir trällerte 'n Lerche. Olle zahn Schriete lät' ich a Koop hindanieber und suchte 's kläne Pinkla eim Blooa. Und do stulpert' ich ieber woas Wääches.

„Du hust wull a Hinnerplinz, Jingla?"

Eim Groase vier mir loog Tohla-Kaschper. 'n Gänsehaut lief mir ieber a Nacka. Weil ich's oaber sohg, doß a lachte, lacht' ich mit.

„Mach Dir nischt draus, Jingla!" soat'a. „Wir sein ju no ganz, ollebeede. Und's Vasperkerbla hängt oa no ganz om Henkel. Gelloch, Du kimmst vum Felde? Du hust Euern Lenta de Vasper nausgetroan? Quorgschnieta! Branntwein! Hoot's ernd no'n Schluck eim Pluutscher?"

Dam werrt's doch nich eim Kuppe, doocht' ich und räächt ihm 's Kerbla.

A hill sich a Pluutscher oan de Lippa.

„Ahler, guder Neisser Kornbranntwein! Uff zahn Meila richt ma's; oaber 's hoot kä Träppla meh drinne."

Mir toot's läd im a. A mucht mirsch oansahn. Denn a lät' mir de Hand uff a Kopp und soate: „Jingla, Du konnst nischt derviere. Du bist nich schuld. Ich hoa äben kä Glicke meh uff der Welt. Die verpuchte Potschker Tohla ginna mirsch amol wieder nich —!"

De Tohla! Besser kunnd sich's ju goar nich schicka. Und uff der Stelle froot' ich: „Kaschper, warum schimpft Ihr'n immer uff de Tohla? Die tun Euch doch nischt!"

A schlug mit der Hand, wie wenn a wällde 'n Fliege wegjoan.

„Jingla, doas verstihste no nich."

A sohg mir äga eis Gesichte.

„Almende verstihste 's doch schun?" soat'a nooch'err Weile. „Weil de doch froost! Sikste, ander Leute froon erscht nich amol. Die lacha blooß ieber mich. Jingla, weilste mich froost, wil ich Dir de Sache derzehla. Gutt, mei Jingla! Immer fleißig froon! War de nich froot, derfährt nischt. Ich rede nich ganne vo da Viechern. Doaber weilste doch gefroot hust! De Potschker Tohla! Ich kenn' ihr' dreierlä Sorta: gebackne, gefiederte und ungefiederte. De Gebackna kumma vum Bäcker. Daber blooß de Potschker

Bäcker kinna se backa. De Potschker Bäcker hoan se derfunda. 's Rezept oaber verroota se nich. Doas macha se recht. Wääsnes Mahl, Milch, Rusinka — sunst braucha se nischt derzune. Wie se schmecka, Jingla, doas weßte doch? Mir gihn s' ieber jede ander Guttschmecke. A schinnsta Quorgkucha looß ich Dir stihn und greif no der Tohle, wenn ich wehla koan. Wenn mir amol a Milljonär und vermacht mir'n Milljon, kääf ich mir zuerschte zahn Schook Potschker Tohla und ass' mich tut. Dernoocher erscht kimmt olles ander. Du lachst mich nich aus, Jingla, doas gefällt mir, Du bist nich wie d' andern, Du zeigst Verständnis. Wie gesoat, de Potschker Tohla hoan mirsch oangetoon, die klenn gaala Dingla mit Rusinka-Aglan! Wenn ich mir a sitt Veegala vierstelle, lääft mirsch's Wosser eim Maule zusomma. 's mag 'n Schwäche sein, die sitte Leckerfetzigkät, — ju doch, ich ga's ganne zu. Woas koan ich oaber derviere? Sol ich uff de Mutter, Goot luß se selig ruhn, sol ich'n Stän uff se schmeißa? De ging jeda Dornstich, dan inse Herrgoot goob, ei de Stoadt, und wenn se hämkoom, zug s' immer 'n Potschker Tohle fier mich aus em Schubsacke. Mein Zingla hoot sich do wull mit der Zeit oans Tohla-Flääsch gewehnt; ich krigt' 'n gelistiga Zoahn, 'n „Tohla-Zoahn" mächt ma sprecha, und je älder, doß ich wurde, — a fill mir nicht aus, eim Gegentäl: a wuchs mit mir und wuchs mir zuguderletzte ganz ieber a Koop. Hätt' ich mir ihn beizeita loon ausbrecha, ich kännd' a reicher Moan sein heute — —"

A hill sich a Pluutscher wieder oan de Lippe und schluckte — Luft.

„Itz vo der zweeta Tohlasorte, vo a gefiederta! Huste Veegel ganne?" froot' a mich. „Veegel und Klänviech? A Junge, dar kenn Sinn hoot fier sitt Zeug, gefällt mir nich, verstihste! Bei dam hapert's wu. A mag 'n kluga Koop hoan, oaber a hoot kä gutt Hatze. Ich muß' immer woas Lebendiges eim Stiebla hoan: a Rutkatla, 'n Kohlmäse, 'n Stieglitzke, a Meerschweinla, a Achhernla! Deswegen, weil ich ei de Lehre koam, — Gell, do horchste, do machste Gucka! Du kennst mich blooß, wieste mich sikst. Du kennst och a Tagedieb, a Battelmoan, a Sauffsack! Konnst mirsch oaber gläba, ich bien rechtschillig gelarnter Schuster. Ich hoa vier Juhr gelarnt beim Simmig-Schuster zu Fuchswinkel. Du hust a nimme gekannt? A ticht'ger Mäster, oaber a hotte kä Vierständnis fier Geveegel und Klänviech. Deswegen gefill mirsch nich bei-n-ihm. Woas wil oaber a Schusterstift macha? Der Knieriema treibt ihm eim Handimdrehn de Mucka aus 'em Nischel. Olle zwee Wucha schickt' a mich amol eis Tohlastaadtla. Do hott' ich immer dreierlä zu beforga: A Pfund Pech, Sohlalader, Zwecka und sitt Zeug. Zweetens koaft' ich mir fier'n Bihma Potschker Tohla, gebackne, verstihste, und drittens stallt' ich mich 'n Vertelstunde under a Tohlatorm, lät' a Koop eis Genicke und sohg a Tohla zu, wie se sich fleederta, wie se sich joata, wie se kindschta und schackerta. Doas äne Mol troof sich doas Ding neckisch. Weil ich asu do stih, kimmt a Tohla-Mannla aus der Stoadt uf a Torm zugefloon. 's hill woas eim Schnoabel, a Stickla Fläsch, oaber asu woas.

Wie 's oaber und 's wulld' ei Gemittlichkät eim Mauerluche frihsticka, kumma ungebatne Gäste, 'n gude Mandel zum wingsta. Doas vergass' ich eim ganza Laba nich, wie die Luder sich im da guda Bissa bolgta und hackta! Wie schworze Teifel fuhrn s' uff einander lus. De Fadern fluga im se rim wie de Schniekatzla eim Winter. Uff ämol oaber glitscht' a sitt Viech oan der Mauer runder und fill vier mir uff de Kerchastuffa. De fill oaber glicklich uff de Fisse, huppte und wullde glei wieder ei de Hih. Der linke Fliegel oaber machte nich mit. Hoot s' a gebrocha, hoot a sich ausgerenkt aus 'em Schaniere? Ich buck mich, nahm se beim Krippse, schieb se under de Jacke — und heidi, huste woas konnste, uff hämzu, uff Fuchswinkel zu — —

„Ersht machta de Mästerleute wull Wärgebänder; de gooba sich oaber mit der Zeit, weil se sohga, woas „Jakob" fier a lust'ger Bruder sein kunnde. Käne drei Tage tauert's, do dreht' sich de ganze Weltgeschichte im a. Jakob hinda, Jakob vorna! De Mästern tolkte mit ihm wie mit emm Puppla; weil se doch käne Kinder hotte. Ich wullde schun eifersichtig wahn. Do kochte der Teifel Melda.

Wenn wir mitsomma schusterta, der Mäster und ich, sooß de Mästern gewehnlich oan der Maschine und nehterte. Amol, wie se sich wieder hiensotzte, foond s' a Fingerhutt nich. A silberner sulld's gewast sein. Ich mußt' under Tiesch und Bänke kricha, under de Bettstella sahn, ich mußte de ganze Werkstoat imdrehn, 's Fingerhittla koom nich zum Viersceine. An Tag druf fahlt' ihr de neue Schere. Wieder mußt' ich vum Scheemel runder und sucha, stundalang sucha, bis mir de Kniee brannta und de Oga eim Gesichte stoonda wie Beula. A dritta Tag — de ahle Leier! „Mei Träuring?" schrier de Mästern. Dohier uffs Fansterbraatla hott' ich a gelät vierm Händewoscha. Asu mach ich 's doch olle Tage. Dohier loog a, und a leit nimme do." Olle dreie goob wir ins oans Sucha; goar Jakob machte mit. A huppte im ins rim, schlug mit an Fliegan und schackerte wie narrsch. A muchte denka, wir wellda ins ang mit ihm bespassa. Wir kehrta 's Inderschte zum Eberschta, ei jeda Winkel, dan ma sich denka koan, fuhlt' ich; oaber kä Mäusedreckla foond wir. De Mästern jammerte, der Mäster fing oan zu flucha: „Do sol doch der Geier neischloon! Mit rechta Dinga koan doas doch nich zugihn. Sellde de Hexe de Hand eim Spiele hoan? De Kieferschwoba kinna doch kenn Fingerhutt, käne Schere, kenn Träuring frassa! De Mäuse doch oa nich. Wäß der Guckuck, seitdam wir da Junga eim Hause hoan, giht olle Tage woas verlurn!"

Welcha Junga mänt a denn? Ich bien doch schun an Verteljuhr do, und wu wär denn amol woas verlurn ganga? doocht' ich bei mir und krnuch uff a Scheemel. Der Mäster und de Mästern pischberta no 'n Weile mitsomma. Derno soate käs meh a Wurt.

No woas viel Schinners beschert' mir der vierte Tag. Glei frih nooch 'm Kaffeetrinka zug sich der Mäster a Schwenker oan und schlenkerte eim Dorfe nunder. De Mästern

sohg ihm anooch 'n Weile, nohm sich derno a Wäschekorb und soate zummer: „Wenn amensch kimmt, ich bien uff 'em Bodem bei der Mangel." Blooß Jakob und ich blieba ei der Werkstelle. Ich denk mir nischt Tummes, ich schuster uff Teifelhulle, Jakob schackert und wetzt hien und har, vum Fanster zur Tihre, zur Tihre naus, wieder rei, wie 's ihm halt poßte. Ehb ich's denke, sein de Mästerleute wieder ei der Stube, de pischbern hinder memm Ricka, und uff ämol packt mich der Mäster eim Nacka und schraubt mich ei de Hih.

„Sikste, Perschla," schrier a, „do bist mir doch uff a Leim krucha." A schleift' mich ahinder zum Fansterbraatla, stußt' mich mit der Noase druf, doß mirsch Feuer aus a Daga spritzte, und froote: „Wu hust' a?" — „Wan denn?" sprech ich. De Mästern pufft' mich ei a Ricka: „Du Luzzafal, Du Langfinger, Du Spitzbube! Wan denn? froste. A Toaler, dan ich uffs Fansterbraatla gelät hotte. Extra fier Dich! Dohier loog a."

„Ich hoa kenn Toaler gesahn, ich bien erscht nich vum Scheemel runder kumma," trutzt' ich, weil ich merkte, woas se vo mir doochta. Daber ich muchte vierbrenga, woas ich wullde, de Mästerleute ließa nischt gilda.

„Itz hälste 's Maul," prillte der Mäster, „wir gläba Dir kä Wurt. Du hust a Fingerhutt gestohla, hust a Träuring und de Schere gestohla, und heut a Silbertoaler? Wu huste olls verstackt?" Ich bieß de Zeehne uff de Zunge und goob käne Antwurt meh. Macht mit mir, woas d' Ihr wällt, ich wäß vo nischt. Wenn-t-Ihr mich asu hundsgemän verdeechtigt, seid Ihr mirsch nich wart, doß ich Euch Rede stih.

Der Mäster zerrt' mich oan a Loda, de holbe Schippriene blieb ihm ei der Hand, — ich flennt' eim Stilla, goob oaber kenn Mucks und stoond wie a Hulzbook. Do machte der Mäster korza Prozeß; a nohm a Knieriema und kummandierte: „Lä Dich ieber a Stuhl! Ich hau Dich asu lange, bis de 's wascht gestihn." De Mästern druckt' mir a Koop nunder; ich verlur de Besinnung. — —

Weil ich wieder zu mir koam, loog ich eim Bette. Eim Bodemkammerla. Der Koop toot mir wih, der ganze Ricka brannte, blooe Striema stwonda mir uff a Hända. Ich kunde kä Glied rihrn, asu wih toot mir olls. Nischt ruhrt' sich eim ganza Hause.

War hoot mich eis Bette gelät? Wie lange huste geschloofa? doocht ich. Woas hoot's denn eigentlich mit mir gehoat — gestern? Do hort' ich uff ämol de Mästern dunda schrein: „Kumm amol raus, Mäster, oaber flink, doß de 's sikst mit sichtiga Daga. De Tohle, der Jakob! Luder, vermoldeites! Ich sah's, doß se woas eim Schnoabel hoot; ich gih ihr hämlich anooch. De treet's eis Ziegastalla und versteckt's eim Poochte. Woas machste 'n Du dort? denk' ich und sah zum rechta. Und woas find ich, Moan? Deine Uhre. Ich greife no amol und kriege de Scher' ei de Hände, ich find' a Fingerhutt, a Träuring, a Toaler — —"

„Dreh ihr a Kroaga rim, dam Mistvieche," hier ich a Mäster flucha; oaber de Tihre klatschte zu. — —

Derno muß ich wieder a poar Stunda getuselt hoan. Wie 'ch mir a Schloof aus a Daga rieb, derschrook ich, doß ich scherr aus 'em Bette fill. Der Mäster stoond vier mir und macht' a Gesichte wie 's Leiden Christi. A redt' mir gutt zu, ich denk, ich hier nich recht. „Fercht' Dich nich, Jingla," soat' a; „de Sache hoot sich ufgeklärt. Jakob hoot Dir de biese Geschichte eingeruhrt, doas Schindluder! A hoot sich aus 'em Stoabe gemacht beizeita, ich hätt' ihm sunst a Koop obgehackt. Daber olle Dinge sein wieder do. Looß Dirsch 'n Warnung sein! Breng mir ja nich wieder amol a sitt Vogelviech eis Haus. Wu doas hien siehrt, sikste doch? Do huste 'n Quorgschniete, hau nei, looß Dirsche gutt schmecka und denk nimme oan die tumme Geschichte. De Mästern watt kumma und watt Dir a Ricka mit Branntwein eireiba. Do watt sich's ju wieder gahn. Dank' insem Herrgootla, doß d' asu billig bist wegkumma. 's kund' an verteifelt biese Ding wahn, wenn 's der Gensdarm ei de Noase krigt hätte — —"

Ich oaber doochte: Red' och, woas de willst, ich pfeif uff dei Gemare! und kehrt mich wider de Wand. Ich hätt' mir ju gann' a Koop ufgesotzt. Daber woas wil a Schusterstift ei sitter Sache macha? — — —

„Sikste Jingla, asu hoan mir de Potschker Tohla mitgespielt, de gefiederta! Derseit mag ich nischt meh sahn und hiern vo da tickscha Spitzbuba. Doas waschte begreifa?" A nohm wieder 'n Luftschluck aus 'em Pluutscher.

„Kimmt de dritte Sorte. De dritta Potschker Tohla hoan käne Fadern und käne Fliegel. Daber tickisch und folsch sein se no hundertmol meher wie de gefliegelta. Ich mach 's korz, Jingla, weilste mich doch wascht no nich recht verstihn. De Sache verhält sich asu. A zahn Juhr speeter, weil ich mich selbständig macha wullde, storb mir de Mutter. Zur Unzeit! Ich mußt' mich imsahn im 'n tichtige Wertin. Wu oaber äne harnahma und nich stahla? Nu diente dozumol uff insem Schlusse 'n schmucke Schleißern. Die gefill mir, und wie s' amol zu mir koom und bestallt' sich a Poar Lackschuhe, nohm ich ihr Mooß und macht' ang Norrhät derbeine. Korz: aus der Norrhät worde bluttger Ernst; wir machta Huchzig mitsomma. De Leute lachta und soata: A hoot sich 'n Potschker Tohle genumma, (weil se doch aus 'em Tohlastaadtla stommte,) wenn s' ihm asu gutt schmeckt, wie de gebackna, watt a se bahle ufgezehrt hoan. Daber de schmackt' mir nich. Ganz und goar nich. A vier Wucha nohm se sich zusomma, wir labta wie de Kinder. Derno oaber zeigt' se mir ihre richtige Natur. A Trache stackt' ei-n-ihr, a Hellateifel. Eim Handimdrehn koom's zum Schloon und Rääfa. Jeda Tag, wuchalang, mondalang, bis und se ruckt' mir aus bei Nacht und Nabel. Heute no wiß wirsch nich: leit se wu eim Wosser, zigeinert se rim ei der Welt? De Leute sprecha: „De hotte Zigeinerblutt eim Leibe. Poss' uf, Kaschper, de kimmt wieder!" Ich oaber

wil se nich wieder sahn. Do hunda nich, und ieber a Wulka schun längst nich. War se findt, koan se behala. Ein Gottsnoama! Mich hoot se zugrunde gericht. Denn — warum? Ich argert' mich zutude, ich schaamt' mich fier a Leuta. Und weil ich mei Elend vergassa wullde, sucht ich Trunst eim Flaschla. Ich hoa meine Ziege versuffa, ich hoa mei Bette versuffa, ich hoa mei Häusla versuffa. Ich hoa kenn Willa meh, ich hoa käne Fräde meh om Laba, — konnst mirsch gläba! —

„De Tohla sein schuld oan memm Unglicke. De Potschker Tohla hoan mei Laba vergift. De Tohla hoan mir de Fliegel gebrocha. Sol ich a genäge sein fier sitte Geschenke? Muß ich se nich verflucha? — Und wenn ich immer spreche: Behitt Dich Goot — — Verstihste 's itz?"

„Ich denke, ju."

„Du denkst, Jingla? Gutt. Do denk amol drieber nooch, welches de schlimmsta sein: de gebackna, de gefiederta, oaber de ungefiederta?"

„Itz oaber gih och häm. Ich looß de Grußla schien grissa. Uff a Sinnobend kumm ich und hull mir wieder 'n Pfennig. Gih, Jingla, und Goot behitt Dich fier a Potschker Tohla!"

Maria Klerlein

geboren am 11. 3. 1856 in Falkenberg

Der kluge Hannes.

Paul und Hannes sein zwee Brüder,
Hannes Zwelfe, Paul irst Neune,
Paul sü Hoar is braun und kringlich,
Gaal wie Struh sein Hannes seine.

„Hannes", soat amoal dar Lehrer,
„Sieh, dein kleiner Bruder Paul
Ist der beste meiner Schüler,
Und du bist so schrecklich faul.

Sag, ist's Dummheit? böser Wille?!
In zwei Jahren kommst du raus;
Strohig wie auff deinem Kopfe
Siehts noch immer drinnen aus."

„Ging mersch's Lerna gutt", meent Hannes,
„Wär ich tumm, wenn ich tät miga;
Paul wird, weil ar larnt, bluß Lährer —
Und ich tu de Wärtschoaft kriga!" —

Aus dem Buche „Gefährten" der Ostdeutschen Verlagsanstalt, Breslau.

Franz Hoffmann-Aulen

geb. 12. 8. 1861 in Leuthen, Kreis Neumarkt.

Feiferliedel.

In der Mundart des Grottkauer Niederkreises.

Jech spitz is Maul und feif mirr ees,
Do kimmert mich kee Keifen;
Der Wind, dar fefft, de Omsel fefft —
Warum sölld' iech ni feifen!

Zum Sing'n hoa iech nie immer Lust,
Vu Stimme uft ken'n Schimmer;
Doch feifen, doas is mei Pläsier,
Und feifen koan iech immer.

Und wam's ni poßt, und war d' arnd denkt,
Is Feifen wär' urd'nare,
Dam lach' iech ei's Gesichte bluß
Und feif uf doas Gemare.

Der Harrgoot, der wiel's salber hoan,
Doas ies doch zu begreifen;
Sust hätt'a wull ni eigericht't
Is Maul su hübsch zum Feifen!

Zwoarsch is's o no zum Guschelgahn —
Do mußt d's groad su spitzen;
Doch wenn de do kee Glicke hust —
Plautz, hust de eene sitzen! —

Drim is's halt besser, denk' iech mirr,
Du tust dirr doas verkneifen
Und bist gescheut und spitzt is Maul
Und tust a Liedel feifen!

Die Kostenthaler Mundart ist gefährdet

Von Dr. W. Mak

Vor zwanzig bis dreißig Jahren kannte jedes Kind des Kreises Cosel die Schuhmacher und Schneider von Kostenthal, die jeden Sonntag in einem blauen Zeugbündel ihre Waren meilenweit über Land austrugen. Damals gab es in Kostenthal mehr als hundert Schuster und über zwanzig Schneider. Wenn sich diese in ihrer heimischen Mundart unterhielten, verstand sie trotz seiner Kenntnis der deutschen Schriftsprache der polnisch sprechende Landmann nicht. Er nannte diese Menschen, die so schnell in einem eigenartigen Tonfall daherredeten szwandroki (Schwadroneur, Schwätzer).

Heute sprechen die Kostenthaler vor Fremden keine Mundart mehr. Selbst im Orte muß man Glück haben, wenn man bei einem kürzeren Aufenthalt den Dialekt hören will. Belauscht man die Kinder beim Spiel, so stellt man erstaunt fest, daß sie zum großen Teil sich bemühen, in der Hochsprache zu reden. Und mit Bedauern erkennt man: die Mundart von Kostenthal ist im Sterben. In dreißig Jahren wird sie wahrscheinlich völlig verschwunde snein, wenn nicht ein Umschwung eintritt. Vom deutschen Standpunkte aus ist diese Tatsache unerwünscht, denn die Mundart widersteht fremden Einflüssen besser als die Hochsprache.

Und wer ist der Totengräber der Kostenthaler Mundart? Die Spielschule und die Volksschule in der Vorkriegszeit. In einem bedauerlichen Mangel an Verständnis für das Wesen einer Sprache hat die Schule jahrzehntelang einen erbitterten Kampf gegen die Mundart geführt. War doch vor dem Kriege jedes mundartliche Wort innerhalb der Schulwände verpönt. Allein hätte aber die Schule dieses Ziel nicht so schnell erreicht. Es kam hinzu, daß die Kostenthaler vor einem Menschenalter aus ihrer strengen Abgeschlossenheit herausgetreten sind. Durch die früher üblichen Heiraten innerhalb des Dorfes hat ihre Rasse gelitten, es haben sich Inzuchterscheinungen eingestellt. Bezeichnend dafür ist die Tatsache, daß vor dem Kriege das kleine Dorf Koske mehr Soldaten gestellt hat als der große Marktflecken Kostenthal. Vom gesundheitlichen Standpunkte aus ist die Aufgabe der Absonderung nur zu begrüßen. Leider haben aber die Einheiraten der Fremden der Mundart geschadet. Dann kam noch der Krieg, in dessen Verlaufe die Männer fern der Heimat nur Hochdeutsch sprachen. Als sie zurückkehrten, fanden sie zum Teil nicht mehr in den mundartlichen Tonfall zurück. Damit erlitt die heimische Sprache schmerzliche Verluste, und so kommt es, daß sie heute völlig im Verfall ist.

Für die Freunde des deutschen Volkstums erhebt sich nun die Frage, was man für die Kostenthaler Mundart tun könnte. Zunächst müßte sie natürlich wissenschaftlich festgelegt werden. Und zwar die Sprache der älteren und daneben auch die des jüngeren Geschlechtes. Beide weichen oft von einander ab. Es müßte doch für einen Germanisten eine reizvolle Aufgabe sein, die starken Verfallerscheinungen aufzuweisen und zu erklären. Abgesehen davon bietet die Mundart Eigenheiten, die es wert sind, daß man sich mit ihnen befaßt.

Neben der wissenschaftlichen Erfassung müßte die Pflege der Mundart in der Schule gefördert werden, was ja auch durchaus im Sinne verschiedener ministerieller Verfügungen liegt. Dazu wäre es aber wünschenswert, daß wenigstens eine der Kostenthaler Lehrerstellen mit einem Einheimischen besetzt würde, der die Pflege der Mundart übernehmen müßte. Bei den Bemühungen zur Rettung des Dialektes ist es auch sehr wichtig, das Selbstbewußtsein der Einwohner zu stärken. Es würde sich dann niemand schämen, die ererbte Mundart zu sprechen. In diesem Sinne hat in Schönwald bei Gleiwitz Frau Frieda Kaisig sehr günstig gewirkt, indem sie die Schönwälder Stickkunst zu neuer Blüte erweckte, Trachtenbilder veröffentlichte und bei festlichen Anlässen die Schönwälder in ihrer eigenartigen Tracht tanzen ließ.

In Kostenthal scheint es ja keine besonders einheimische Kunst zu geben, aber man könnte doch wenigstens eine Heimatstube errichten, um die Altertümer zu bergen, die noch in großer Zahl vorhanden sind. Mit einer derartigen Sammlung würde man auch das Selbstbewußtsein und die Selbstbesinnung der Kostenthaler fördern, und damit auch der Mundart des Ortes dienen.

Heirote ech oder heirote ech nech?

In der Kostenthaler Mundart vorgetragen von Josef Wolff,
aufgezeichnet von Dr. W. Mak

Kolle (Karl) woor ämöl a besken zü lange em Kratschen gewast. A hotte Speeler getroffn ond do kunntn se nech vu nander geh' (von einander gehen). Dö ging ä spät äheem ond da ander Tag frieh ging's gornech aus 'em Bette raus. De Sonne schaante schont siehr helle, aber ä stand no nech uff, se worde immer heeßer, se brannte schont uffs Gesechte. Dä Schweeß lüf schont immer, als wie wenn ämöl ä Wolkenbruch fällt. Aber dö hüültes 'en nech meh em Bette, ond ar mußte halt raus. Ond wie ä uffstahnde, dö höot ä sech wos gezerrt ond's Maul uffgesperrt, als ob ä ä Faad väschlengn wullte. A ging immer he ond har, ä schmeeß sech ä besken (wenig) uffs Sofa en de Ecke. Aber de Sprondfadern, die vonne dorchkumm, hotten gor ä wink zü sehr gestochn. Dö ging ä en de Stube he ond har ond stellte sech he ver ä Spiegel: Nä, su 'ne Potegraphie, höot ar no nech gesah. Sei Kopp woor ä su gruß, wie ä Bachschoof (Backschaff), ä gin züm Sofa ond setzt sech en de aander Ecke. Dö es ä baalde bis uff de

Aade gefolln. Dette worn gor keene Faadern denne. Es woor schont Mettich, ä sullte no friehstecken, hät ä ä Weib gehott, dö wosch fraalich geschaater (gescheiter). A aaldes Weib höört ä wuhl, dos de ä besken uffreim kuum nomettjes, dos de schont em ä 60 Jöhre es. Ond uff jedes Jöhr krigt se ene Faalde ens Gesechte. „Nä, ech heirote lieber! Wär doos nech ganz schee, frieh ku (kann) ech legn bis em naane. Mann Kaffee tät ech mä bis zum Bette bringn löön (lassen). Die wär mä en Kuß ga (geben), wär dos nech schee? Se wär mä ö (auch) de Stebeln obpotzn. Aber halt, es fällt mä schont wos ei: ech heirote nech. Wenn ech ä Weib hätte, dö därfte ech nech en de Schinke geh ond mißte immer däheeme bleiben. Och, dö wär mä de Zaat lange wadn. Wenn de aandern olle mechtn geh. Ond wenn se ämöl sillte krank wadn, dö hätt es wos zü lööfn ond dö miße ech ä veel Krater (Kräuter) kochn. Nä, ech heirote nech. Aber halt, wenn ech sillte krank waden oder ämöl besoffen sei, de brauchte ech nech ämöl aus em Bette raus geh. Ond dö tüj ech ä su, als wenn mä dä Kopp wieh tät, dos se dinkt: ech be krank. De kemmt se ond de fröört se mech glei: Kolle beste krank, tütt dä dä Kopp wieh? ond de gett se mä glei en Kuß. Tütt dä dä Bauch wieh? Woote, ech wa dö ä Flostä bringn. Ond uff ä Magn tüjn ond ä besken Gonsfett wa ech dä hulln ond streichen. De Stänne (Stirne) brieht ä su siehr, dei Puls geht ä su rosch, dos mä kaume zählen kun. Ond dö wett se mech gleich fröön: Wellste 'ne Tee oder Kaffee oder Hölondertee züm Schwetzen? Nä, es folln mä schont ander Gedankn ei: S 's ock nech Huchzig machn, denn en ä poor Jöhrn fendn sech ä poor klene Müsiganten ei, di gor siehr schraan. Doos ene schraat grien, doos aander gal, dö schraat däzüne no 's Weib: Mun (Mann) geb ämöl de Wendeln har. Do höört mä gor kene Leibesrüge (Leibesruhe), bis en de Nacht nei muß mä wiegn. San Fuß züm Bette nausrecken, ond immer de Wiege schaukeln. Mä verkiehlt sech, dos mä es Reißn krigt. Ond's Wiegebenchen (Wiegenbändchen) muß mä en dä Haand halden ond ziehn. Ond wenn se oschte (erst) gruß wadn, dö muß mä fä de Jongn jedn drei oder vier Poor Höösn keefn. Met dä Madchen es no veel schlemmer, dö muß mä gor baalde zaa Poor Räcke keefn. En (einen) fa de Feiertage, en fä de Sonntije, en fä de zwetn Feiertage ond ä su geht's wetter. Glassehanschken fä jeedes drei Poor, en Muff uff de Sonntije, en fä de Wochentage, Koppen (Kappen) ond mä weeß gornech ämöl olles, wos de Madchen brauchn. De keeft de Mutter gor no veel vähöldn (heimlich), doß dä Vooter ock ja nech schempfn sill. Nä, ech heirote nech. Aber wenn ech en mane Stube komme, dö sits aus, wie Kraut ond Riebn. Um Fansterbratchen legt's Wecksmäsken (Wichsmäste), ä poor Brutkresken (Brotkrusten), Speckschwootn, Schmärbeschkn (Schmierbürsten), ond ä verustertes Rasiermasser. Scheibn ho ech gor kene denne en dä Fanstern. A poore ho ech met Schnopticheln verhangn ond no ä poor Bratchn firgestellt. Um Tesche legn zwanzigällä (zwanzigerlei) Sachn: Teppchn, aus da ech ver acht Tagn Kaffee

getronkn ho, de Essigflosche, Zwern, Nööldn (Nadeln), Suppenquärgeln (Suppenquirle) ond ollälä (allerlei). Ond ba man Kleedern do sits erscht gor aus! Ke Röök höört ä Hingel (Aufhänger), Knäppe ho ech ebähaupt nende (nirgends). Met Schnire bende ech olles ä besken züsomme. Stebeln ho ech drei Poor bam Schuster. Wenn ech en de Lotschen neihopse, de komm ech baalde vonne met dä Zehnchn naus. Ond ba dä Delung (Dielung) dö kennt mersch gor nech ämöl dos dö Braater worn. Dö legt dä Dreck schaufelweise. Do kind mä Riebn neisetzn. Bam Ubn (Ofen) roocht's zü jeder Kachel raus. Mä dorf nech ämöl Feier machn, sonste tütts immer glei ausleschn, wal zer Tiere dä Wend neibläst. Wu mä hekuckt kene Ordnung! Wenn ech ä Weib hätte, wär dos olles nech. Nä ich heirote, däbane (dabei) blebt's. No Ustern, wenn de Stärche komm, dö heirote ech ä hebsches Madchen, ond Huchzig wanmer (werden wir) machn, dos sech's luhnt.

A Schelmenstickel

In der Mundart des Grottkauer Niederkreises erzählt
von Josef Schmidt, Geltendorf

Doas Geschichtel, doas ich derzähle, ies ei em oberschläsischen Durfe poassiert, a Noamen wiel ich nie verroten, heeß ber's vermeintswägen = Pitterswale.

Es woar a siehr a langzompeliges (langgestrecktes) Durf, woar's, und 's hoatte wull a hoalb Dutzend Goasthäuser. Am schiensten und gemietlichsten woar's oaber doch eim Eeberkratschem. Durt goabs immer Tischkerazion (Diskurs) und andere Underhaltung. Kratschem-Josef — asu hieß der Goastwirt — woar äbenst nämlich a Schindluder, der reene Riebezoahl, und wenn a doaß a jemanden en Schabernack spielen kunde, do tot as mit Vierliebe (Vorliebe).

Sei Schwoger, der Joid-Koahlert, der nie weit vo ihm weg uf eener Wertschoaft pauerte, woar aus damselbichten Hulze geschnitzt, und weil a garne enn knurpelte, do woar a dams sei (dem sein) bester Goast. Und wenn goar Pauerferien woarn, do hielt a sich tagsüber oam liebsten eim Kratschem uf.

A andrer guder Kunde eim Eeberkratschem woar der Boomgaart-Schuster aus'm Niederdurfe. Wenn a oa a ganzes Ende bis zu Kratschem Josefen hoatte, oaber dar hoatte a besten Branntwein weit und breet — ense Schuster Franze vertrug eene ganz iebernatierliche Lusche, ei dar eene Rodehacke schwimmen kunnde, darvone. Und dernone woar's durt nie langweilig woar's, wenn's glei ihm nie besser ging, wie a andern Pichlern durte, weil der Goastwirt und dams sei Schwoger a bissel 's Koalb mit'm austrieben und zum Noarrn hoatten. Oaber do a salber a grußer Flausenmacher woar, und ieberhaupt nischt übel genummen wurde, do wurde ar nie biese drüber, nee, eim

BIBLIOTEKA JAGIELLOŃSKA

Gegenteel, a äffte de tückschen Brieder, wu a kunnte, und schickt se zu jeder Joahres- und Tageszeit ei a Apríl.

Doas ging immer asu imzechig (abwechselnd), und dar Schuster woar droan zum Hiehnlaflucka. A hoatte neilich 'm Joid-Koahlert ein urndlichen Noarrnstreich gespielt, und dar hoatte ihm Rache geschwurn. 's dauerte nie lange, do but sich Gelegenheet. Und doas koam asu.

Eene gude Vartelstunde vo Pitterswald weg loag a Dableger vum Durfe, der Lindengrund, doas woarn a poar Gartnerstellen, etliche Häusla, und woas de Hauptsache woar, de Lindner-Mühle. Woas der Lindner-Müller woar, doas woar a siehr a gutt sittewierter Moann. Er woar sust fer gewehnlich siehr gemietlich, oaber a kunnte oa saaksiedegroob warn, vunz (vollends) wenn und doaß ihm jemand Widerpoarte goob.

Nu ließ inser Müllermeester seine Schusterarbeit beim Boomgoart-Schuster machen. Su hoatt 'a oa em Nikolau rem seine Joidstiefeln, a poar wunderschiene Langschäfter, ihm zum Besohlen geschickt.

Der Meester Boomgoart war äbenst nämlich a siehr a dichtiger Schuster; nich blußig ei der eegnen Gemeende hoatt a viel zu tun, nee oach aus a Nubberschdörfern koamen de Leute zu ihm. Woas seine Aale woar, die hoalf ihm schustern — Kinder hoatten se keene —; sie woar a siehr a fleißiges und spoarsames, oaber oa a bitterbieses Weib, ne richtige Schnoarrpiepe (Brummeisen). Ihr Ehekriepel sollte absolut nie ei a Kratschem giehn. Und a ging doch asu garne. Wenn an nu amol eng (ein wenig) besteebert heemkoam, do woar der Teifel lus, do machte seine Suse derheeme an Murdsstunk. Sie hätt ihm wull's Lader öfterseh eng ausgearbeit't, oaber eense Franze ließ sich nischt viermachen. A woar a stroammer Packer, und de Hosen goab a nie har. Daber Händel goabs ufte. Wie Lindner-Müllers Langschäfter fertig woarn, do mußte seine Suse se fein putzen und zum Furttroin zerrechte machen. Sie zug de Laderstrippen durcheinander und stackt se oan a eechenen Stook vo ihm.

Draußen fief a kaaler Wind. Eense Franze hoatte sich woarm oangezoin, schmiß sich Müllersch Trater uf a Puckel und beenerte lus, eim Durfe nuff, uf a Lindengrund zu. Wie a beim Eeberkratschem vorbeipeechte, nickten Kratschem-Josef und Joid-Koahlert zum Fanster raus. Do kunnt a nie vurbei, do mußt a ersht en nahmen. Der Kratschmer bewillkummet'n: „Na, du aale saure Gurke, wo kimmst du denn har ei der Schwärze und Glätte uhne Stook?" und eense Meester goab Auskunft. Die Stiefeln mitsommst'm Stooke staalt a ei de Schenke ei an Winkel und setzte sich zu a andern. Irschtlich ließ a sich a poar Toassen Putterbranntwein machen, em a eiwendigen Menschen zu erwärmen, und soatze derno noch eene ganze Zoaspel kaale Kurne druf.

Joid-Koahlert hoatte derweile eene gruße Niederträchtigkeet ausgehäckt. A verkriemelte sich vum Tische, ohne doaß der Schuster woas merkte, hullte sich aus eener Koammer a poar Ackerstiefeln vum Kratschmer, schlich sich ei de Schenke, noahm Müllers gude Stiefeln vom Stooke und stackte die aalen derfiere droan, und soatze sich wieder oan sen aalen Ploatz, oals wenn nischt gewast wäre.

BIBLIOTEKA PEDAGOGICZNA W OPOLU

Unterdessen woarsch tunkel gewurn. Boomgoart Franze noahm sich a Stook, die Stiefeln bammelten ju noch droan, und schmieß se über die Achsel. Vo Koahlert's senner Schindluderei merkt a nischte, irschtlich woarsch finster ei der Schenke, und zweetens soag a schun a poar Juhre nie mehr gutt. A machte siech uf die Strümpe und kalluppte lus.

Nu woar a ei der Lindner-Mühle, noahm an Boalloast vum Puckel und setzte die Stiefeln uf de Ufenbanke. Meester Lindner beoogenscheinigte se glei; a wullte sahn, ob sei Liewerant seine Sache gutt gemacht hoatte. Wie a nun de Bescherung soag, do blieb'm de Spucke weg; a machte a poar Oogen wie an Karsellfard und froite a Schuster: „ Sull'n doas meine Stiefeln sein?" Dar gob'm patzig zur Antwurt: „Wams denn, hä?" Do kriegte uf eemol mei Müller en Schadel wie a Häuptel Rutkraut und a prillte aus vulem Hoalse: „Wenns und de willst de Jacke nie vul gehaun hoan, do verschwinde oaber schnell mit da Mistkroppen!" Und weil der Schuster eene bestärzte Miene machte und no zeegerte, do soit a zum Mühlknechte: „Anton, hull amol de getreugte (getrocknete) Landläberwoarscht!" Dodermitte meent a de Uxenschnicke. Die Sprache verstoand ense Meester vum Pächdroaht, vunz doa a sich ieberzeugt hoatte, woas lus woar, — noahm de Unglücksstiefeln und machte Langschaß (Reißaus).

Vuller Wutt und Buust (Bosheit, Zorn) koam a ei a Eeberkratschem neigestermt. Dalle, di do woarn — 's woarn no etliche Gäste derzugekummen, die oaber oalle Bescheed wußten, — machten dämliche Gesichter, wenn se und se mußten oa 's Lachen verbeißen. Kratschem-Josef froite a Schuster ganz treuhärzig: „Woas macht'n Lindner?" Dar pulverte lus: „Doas ies kee Lindner, doas ies a Eechner!" Und Koahlert mennte: „Wenn's oach nie a Hoanpüchner ies!" „Doas ies a oa!" schimpfte der Meester und derzahlte, wie 's ihm dergangen woar. Seiner Aalen derheeme, die a ganzen Drehnichrem oangezedelt hoatte, würde a schun Luft machen. Und oalle goab'n 'm Meester recht, der enn Kurn em a andern noahm.

Joid-Koahlert machte sich uf eene Weile wieder dinne, und vertauschte flink die Stiefeln ei der Schenke miteinander, und der Schuster merkte wieder nischt.

Endlich hoatte sich mei Sohlenklopper a neetigen Mutt zum Kampf mit 'm Drachen eigeflößt und a kollerte uf heemzu.

Kaum woar a draußen, do ging de reene Koatzenlust lus; oalle lachten, doaß'n de Seiten wieh toten, nur der Kratschmer bedauert'n: „O, der Unglückliche!"

Und a hoatte recht. Mei Schuster heemkummen, de Stiefeln seiner Aalen uf a Schadel schmeißen und zu tullen (wüten) oanfangen, woar eens. Die Suse wußte goar nie, woas ihr poassierte, und soaß zuirsche versteenert do wie Luts Weib' ei der Bibel. Wie se derno oaber die Stiefeln zusoammenklaubte und ihm vier a Riecher hielt, do riß ar's Maul uff. Daber dann gings lus, achzehn die besten.

Doas Weitere verschweigt des Sängers Heeflichkeet. Bluß doas wiel ich verroten, doaß der Meester Schuster sich monatelang eim Eeberkratschem nie sahn ließ. A hoatte genung vo da tückschen Briedern.

Die heimische Mundart in der Schule

Von Dr. Karl-Ernst Schellhammer, Grottkau

Seit mehr als hundert Jahren hat die Schulentwicklung in Preußen und in Deutschland keine einschneidenderen Veränderungen erfahren als in der Zeit nach 1918. Die Neuordnung erfaßte das gesamte Schulwesen, ausgenommen vielleicht die Hochschulen. Die Reformen glichen mitunter Revolutionen, zum mindesten aber handelte es sich um Revolutionsversuche, die sich das Ziel setzten, vom alten Schulbau keinen Stein stehen zu lassen.

Inzwischen ist die Bewegung zur Ruhe gekommen; der Neuerungsrausch ist verflogen, und wir können jetzt feststellen, was sich von den zahllosen Plänen, Vorschlägen und Versuchen durchgesetzt und verwirklicht hat.

Heute sehen wir, daß der Traum von der deutschen Einheitsschule — dieser als Grundsatz für die äußere Schulorganisation verstanden — unerfüllt geblieben ist. Die deutsche Schule, vor allem die höhere Schule, ist in ihrem Aufbau zersplitterter denn je. Jeder Vater, der einen Wohnortswechsel vornehmen muß, bekommt dies zu spüren. Dagegen hat die Lehrart der neuen Schule, die die Selbsttätigkeit der Schüler in erhöhtem Maße anspannt, fast überall Eingang gefunden. Auch der Lehrstoff hat sich stark gewandelt; das deutsche Kulturgut und das deutsche Volkstum finden in allen Stockwerken des gewaltigen deutschen Schulbaues mehr Berücksichtigung als früher. Daneben sind unsere Schulen zu Heimatschulen geworden.

Die Heimatschule stellt die Natur und Kultur der engeren Heimat in den Mittelpunkt der Behandlung. Das tut vor allem die Grundschule, die eine ausgesprochene Heimatschule ist. In den oberen Klassen der Volksschulen und in den mittleren und höheren Schulen kann die Heimat nur Ausgangspunkt des Unterrichts, Gegenstand der Anschauung und des Vergleiches sein; hier ist die Erkenntnis der Heimat nicht mehr Selbstzweck, sondern Weg und Mittel zur Erreichung weitergesteckter Ziele.

Es ist anzunehmen, daß auch die Sprache der Heimat, die heimische Mundart, in der Heimatschule liebevolle Pflege erfährt. Die Sprache ist das vornehmste Bildungsmittel; sie ist das Bett, das den Bildungsstrom aufnimmt und weiterleitet. Aus der Tatsache, daß ein großer Teil der Schulkinder beim Eintritt in die Schule nur die heimische Mundart spricht, ergibt sich deren Bedeutung für die Schule.

Das hat auch die preußische Unterrichtsverwaltung erkannt, die im Jahre 1919 (Erlaß vom 17. 12. 19) die Mithilfe der Schulen aufrief, um „die deutschen Mundarten neben der deutschen Schriftsprache lebendig zu erhalten, da sie der unerschöpfliche Quell für den Wortschatz unserer Schriftsprache sind und in ihnen die Eigenart der

deutschen Stämme ihren sprachlichen Ausdruck findet." Einige Jahre später (Erlaß vom 15. 5. 22) mahnt das Ministerium von neuem: „Es wird vielfach geklagt, daß die Schulen zur Berücksichtigung der Mundart keine Zeit fänden. Demgegenüber sei darauf hingewiesen, daß die Schule bei einem lebendigen und Deutschkunde pflegenden Sprachunterricht die Heranziehung der Mundart ihrer Kinder kaum umgehen kann. Die Mundart klärt, zeigt im Vergleich mit dem Hochdeutschen älteren und neueren Lautstand nebeneinander, läßt einzelne Vorgänge aus der Sprachgeschichte anschaulich erleben, wahrt die Einfachheit und Natürlichkeit des Sprechens in der Schule, erfrischt und erfreut mit den Schätzen ihrer lebendigen Dichtung und mit ihren volkstümlichen Klängen Kinder und Eltern und ist so ein wertvolles Hilfsmittel bei der Einführung des jungen Geschlechts in die Schriftsprache."

Trotz dieser behördlichen Aufmunterung hat die Pflege der Mundart in den Lehrplänen der Schulen und in den amtlichen Richtlinien zur Lehrplanarbeit nur zögernd Einlaß gefunden. Die Ablehnung, auf die die Mundart vielfach in der Schule stößt, läßt sich leicht erklären.

Zunächst liegt sie im Lehrer begründet. Dessen Aufgabe ist es, die Schüler in die hochdeutsche Schrift- und Umgangssprache einzuführen. Nun glaubt mancher, dieses Ziel rascher und sicherer zu erreichen, wenn er zwischen Hochsprache und Mundart einen scharfen Trennungsstrich zieht und letztere aus dem Unterricht verbannt. Tatsächlich birgt die Mundart Wörter und Wendungen, die das Hochdeutsche als Fehler herausstellt. Dazu kommt im Schlesischen die veränderte Aussprache der Laute, die Entrundung des ö und ü, die Erweichung des f im Inlaut (Briewe statt Briefe) usw., Eigenheiten, gegen die der Lehrer täglich und stündlich Sturm läuft, wenn er seine Schüler zu einer lautschönen Aussprache erziehen will. So ergibt sich sehr oft die Schwierigkeit, daß der Lehrer beim Gebrauch oder bei der Duldung der Mundart manches durchgehen läßt, was er kurze Zeit darauf als grobe Verstöße gegen die Sprach- und Sprechrichtigkeit geißelt. Um dem zu entgehen, schaltet er die Mundart von vornherein aus.

Ein zweites Hindernis ist der Umstand, daß der Lehrer nicht immer die Mundart der Gegend beherrscht, da er selten bodenständig ist. Das ist in Oberschlesien besonders schwerwiegend. Die kleine Provinz hat zwei Seelen, zwei Antlitze, was auch sprachlich zum Ausdruck kommt. Der Industriebezirk und die angrenzenden Landkreise sind mundartfrei, zum Teil zweisprachig, während die Kreise links der Oder reindeutsch sind und ihre Bewohner die schlesische Mundart sprechen. Wer aus dem zweisprachigen Gebiet stammt, wird es niemals zu einer fehlerfreien Beherrschung der Mundart seiner neuen Heimat bringen. Vielmehr besteht die Gefahr, daß ein derartiger Versuch vor der Klasse das spöttische Gelächter der Schüler hervorruft. Darum ist auch aus

diesem Grunde zu fordern, daß vor allem der Grundschullehrer bodenständig sei. Andrenfalls ist es nicht verwunderlich, wenn der Lehrer den Gebrauch der Mundart scheut.

Andere Hemmungen, die der Berücksichtigung der Mundart in der Schule schaden, haben ihren Grund im Schüler. Unser Landvolk glaubt, daß die Mundart ein verdorbenes Hochdeutsch sei, und die Kinder geben sich deshalb Mühe, vom ersten Schultage an „fein" zu sprechen und hochdeutsch zu radebrechen, anstatt die geläufige Mundart zu gebrauchen und sich vom Lehrer schrittweise zur Hochsprache emporführen zu lassen. Noch deutlicher zeigt sich diese Verlegenheit bei den Schülern der höheren Schulen, wenn sie der Lehrer gelegentlich zum Mundartsprechen heranzieht. Sie fürchten, dadurch an ihrer Vornehmheit Schaden zu erleiden und vom Lehrer und besonders von den Mitschülern ausgelacht zu werden. Das Brünnlein beginnt erst zu fließen, wenn die Scheu überwunden ist.

Eine letzte Schwierigkeit liegt darin, daß unsere Lehrbücher nur in geringem Umfange die Mundart berücksichtigen. Vor mir liegen das in den meisten Volksschulen Oberschlesiens gebrauchte Lesebuch „Deutschland, mein Vaterland!" (Verlag Crüwell, Dortmund) und das oberschlesische Heimatbuch von W. Kothe und W. Rhein (Verlag Diesterweg, Frankfurt a. M.), das an vielen höheren Lehranstalten der Provinz eingeführt ist. Beide bringen eine sehr spärliche Auswahl von mundartlichen Liedern von Karl Klings, Hermann Bauch, Robert Sabel und Philo vom Walde,* letzteres auch das Volkslied von der Grottkauer Vesper, aber kein einziges Prosastück. Es ist darum zu verstehen, wenn die Lehrer für die Verwendung der Mundart im Unterricht den gleichen Maßstab anlegen wie das Lehrbuch.

Der Lehrer, der imstande ist, die genannten Hindernisse aus dem Wege zu räumen, wird für seine Mühe reich belohnt. M. E. ist der Gebrauch der Mundart in den Grundschulklassen auch für den Lehrer eine unumgängliche Notwendigkeit. Er überwindet sofort das kindliche Mißtrauen, das bei den Schulneulingen wohl verständlich ist, und die kleinen Herzen fliegen ihm zu, wenn er zu dem Schülern in ihrer Sprache spricht. Gleichzeitig ebnet er dem Mitteilungstriebe und der Sprechfreudigkeit der Kinder die Pfade, und die Langeweile flattert von stundan zum Fenster hinaus. Der Lehrer läßt die Hochsprache aus der kindertümlichen Sprache, aus der Mundart herauswachsen. Der Übergang vollzieht sich ganz allmählich. Das ist der natürliche Weg, der auch den Gesetzen der Seelenkunde entspricht. Der Lehrer, der die Mundart als Hilfsmittel im Unterricht benutzt, wird seine Schüler

* Bei der Beschäftigung mit Philo vom Walde leistet das Leseheft, das Hugo Gnielczyk im Heimatverlage Ziegenhals herausgegeben hat, gute Dienste.

auch vor mancherlei Mißverständnissen bewahren. Ein Amtsgenosse erzählte mir hierzu jüngst ein ergötzliches Beispiel: Ein Junge kann und kann nicht den Sinn einer Geschichte begreifen, in der des öfteren von „Qualen" die Rede ist. Zum Schluß stellt es sich heraus, daß der Schüler Qual (mundartlich für Quelle) und Quelle verwechselt hat. Solcher Beispiele gibt es viele.

Wenn die Schüler an der Mundart und über die Mundart hinaus die Hochsprache gelernt haben, so hat die Mundart noch lange nicht ihre Aufgabe im Unterricht erfüllt. Zwar wird sie von nun an nur noch der Bissen Kuchen zwischen dem täglichen Brot sein, aber ihre Bedeutung für die Schule und den Lehrer ist dadurch nicht gemindert. Auch jenseits der Grundschule ist sie den Lehrern aller Schulgattungen eine wertvolle Helferin.

Als Kreuz der Schule gilt vielfach der Sprachlehreunterricht. Alle Umfragen über die Beliebtheit der Fächer unter den Schülern beweisen dies, obwohl der geistlose Grammatikbetrieb, der nur auf die Einprägung zahlreicher Regeln hinzielt, dank den Anregungen von Rudolf Hildebrand u. a. längst einer vernünftigeren Lehrart Platz gemacht hat. Der Grammatikunterricht will die Schüler zum richtigen Sprechen und Schreiben, zur Sprachfertigkeit hinführen. Dabei zeigt es sich, daß der Lehrer oft gegen die Mundart ankämpfen muß. Es wird sich empfehlen, daß er ein Verzeichnis der hauptsächlichen „Fehler" anlegt, die in der heimischen Mundart vorkommen. Wenn er weiß, wo der Feind steht, wird er ihn leichter besiegen können. Beharrliche Übung führt sicher zum Ziele. Darüber hinaus aber sollen sich auch die Schüler ein gewisses Sprachverständnis aneignen und in die Seele der Sprache eindringen. Dazu ist es notwendig, daß sie Sprachgeschichte, Wort- und Namenkunde treiben. Hier ist die Mundart nicht zu entbehren. Sie zeigt teilweise den älteren Lautstand und reizt zu Vergleichen und zur Herausarbeitung der Sprachgesetze; sie liefert zum Bedeutungswandel Beispiele in Hülle und Fülle; sie hilft, Eigennamen und Flurnamen zu deuten usf. Dabei erkennen die Schüler staunend, daß die Mundart das Ursprüngliche, Echte, Naturgewachsene und das Hochdeutsche eine Kunstsprache ist, die auf die Auffrischung und Belebung durch die Mundart angewiesen ist, wenn sie nicht verkümmern und erstarren will. Von der heimischen Mundart schauen die Kinder auf die anderen deutschen Mundarten, die sich in tausend Bäche und Rinnsale teilen und zusammen den lebenden Strom der deutschen Sprache ergeben. Diese Schüler werden die Mundart nicht mehr als ein verdorbenes Hochdeutsch verachten.

Auch der Aufsatzunterricht kann von der Mundart Förderung erfahren. Der Lehrer sei großzügig in der Duldung mundartlicher Ausdrücke; dadurch kann er dem papiernen Stil und dem fürchterlichen Zeitungsdeutsch am besten das Wasser abgraben. Die Mundart in ihrer Anschaulichkeit, Einfachheit und Plastik ist hier das beste Gegen-

gift. Wenn die Schwierigkeiten der Schreibung nicht beständen, wäre sogar von Zeit zu Zeit ein mundartlicher Aufsatz zu empfehlen.

Der Deutschunterricht der Gegenwart ist auf eine breitere Grundlage gestellt worden; er ist zur Deutschkunde geworden, die auch in starkem Maße die deutsche Volkskunde berücksichtigt. Daß bei der Erarbeitung volkskundlicher Stoffe die Mundart ein wertvoller Bundesgenosse ist, liegt auf der Hand. Ohne die Kenntnis der Mundart kann man gar nicht in das Verständnis der heimatlichen Sitten und Gebräuche eindringen. Mit welcher Freude sammeln die Kinder mundartliche Volkslieder, Spott- und Abzählreime, Wetterregeln, Sprichwörter und Redensarten! Die Lehrer, die sich als Sammler volkskundlicher Tatsachen und Eigentümlichkeiten betätigen, wissen am besten, was sie dabei ihren Schülern verdanken. Die Mundart aber ist der Schlüssel zu diesen Schätzen.

Schließlich braucht die Schule die Mundart, um die Schüler in das heimische Schrifttum einzuführen. Die schlesische Mundart hat verhältnismäßig spät Anerkennung als Literatursprache gefunden. Vielleicht hängt das damit zusammen, daß wir die mundartliche Dichtung zu wenig in der Schule gepflegt haben. Die Lieder und Erzählungen im Volkston, in der Heimatsprache bringen Sonne in die Schulstube; sie finden auch viel eher den Weg zu den Herzen der Schüler. Selbstverständlich kann die heimatliche Poesie nur der kleine Garten am Hause sein. Wenn die Knaben und Mädchen dieses Besitzes gewiß und damit vertraut sind, werden sie dem Lehrer und Führer gern in die weiten und reichen Gefilde der deutschen Dichtung folgen. Auch hierbei gilt der Grundsatz: Vom Nahen zum Entfernten; erst die Heimat, dann das Vaterland.

Bisher haben wir nur die unterrichtlichen Ziele der Mundartbehandlung in der Schule gekennzeichnet. Gleichzeitig gehen von der rechten Berücksichtigung der Mundart auch erzieherische Wirkungen aus. Sie sind nationaler und sozialethischer Art.

So notwendig es ist, die hochdeutsche Schrift- und Umgangssprache in allen Gauen unseres Vaterlandes zu verbreiten und zum Gemeingut des ganzen Volkes zu machen, um die Einheitlichkeit unseres Staates und unserer Wirtschaft zu steigern und nach außen hin zu betonen, so notwendig ist es, die lebendige Mundart zu pflegen. Die deutsche Sprache gleicht einem gewaltigen Baume; der eine Stamm ist die Hochsprache, die vielen Äste und Zweiglein sind die Mundarten. Unsere Pflicht ist es, den Stamm und die Zweige in liebevolle Obhut zu nehmen, nicht nur, weil die Krone mithilft, den Stamm zu ernähren, sondern weil es unsere nationale Ehre erfordert, den ganzen Baum zu schützen und zu betreuen. Die Hochsprache wurzelt im Verstande, die Mundart im Herzen unseres Volkes. Die Mundart führt die Volksgenossen seelisch zusammen und vertieft die von allen Vaterlandsfreunden ersehnte Volksgemeinschaft. Sie stärkt auch das Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen uns und den deutschen Brüdern, die vor Jahrhunderten das Vaterland verlassen, aber dennoch die heimische Mundart treu bewahrt haben.

Die planmäßige Heranziehung der Mundart im Unterricht wirkt sich auch sittlich aus. Wir sind nur zu rasch geneigt, auf diejenigen herabzuschauen, die sich der Mundart bedienen. Wer hochdeutsch redet, dünkt sich oft vornehmer als der, der „pauersch" spricht. Wenn alle wissen, daß Hochsprache und Mundart gleichberechtigt und gleichwertig sind, wird die unverständige Überheblichkeit mancher Volksteile schwinden und das im Lebenskampfe notwendige Selbstbewußtsein derer, die die Mundart gebrauchen, steigen. Dann läßt sich auch die Kluft, die zwischen Stadt und Land und zwischen den verschiedenen Schichten unseres Volkes gähnt, leichter überbrücken.

Bei uns in Oberschlesien ist außerdem zu beachten, daß nicht die Hochsprache die Zungen und die Herzen der zweisprachigen Volksgenossen für die Dauer gewinnt, sondern die Mundart. Die Mundart bezwingt nicht nur die Menschen, sie sichert auch den deutschen Geltungsbereich. Darum ist es unser aller heilige Pflicht, die heimische Mundart zu pflegen. Die Schule wird ihren Teil dazu beitragen.

Moahnung

Nu wulln se ünse Land zerstücka,
de Grenze wetter westwärts rücka? —
do heeßts, Ihr Brüder, bei a Wahln
zusomma, fest zur Schläsing haln!

Aus „Heemte, gulden Heemte" von Hans Rößler. Hier wiedergegeben als ein Ausdruck unseres Dankes dafür, daß Hans Rößler während des schweren Abstimmungskampfes durch seine Vortragsabende in Oberschlesien so manchen von uns erquickte.

Schlußbemerkungen:

Das vorliegende Mundartenheft ist viel umfangreicher geworden als die üblichen Oberschlesierhefte. Trotzdem mußten manche Pläne für später zurückgestellt werden.

So war es nicht möglich, am Schluß des Heftes einen übersichtlichen Literaturnachweis über das mundartliche Schrifttum Schlesiens zu geben. Allerdings sagt das Wichtigste über die Mundartendichter und ihre Werke Geheimrat Dr. Jantzen in seinem Aufsatz „Die mundartliche Dichtung Schlesiens" und Bürgermeister Fischer-Gablonz in seinem Bericht über „die schlesischen Dialektdichter und -Schriftsteller in Böhmen"; auch bei den Textproben wurden bibliographische Angaben gegeben. Weitere Auskünfte über das mundartliche Schrifttum erteilen in Oberschlesien die Landesbibliothek in Ratibor und die Stadtbücherei Gleiwitz. Aus Breslau nennen wir die Breslauer Stadtbibliothek, die Universitätsbibliothek und das Germanistische Seminar der Universität unter Leitung von Geheimrat Prof. Dr. Siebs. Aus dem Sudetenlande sei insbesondere auf die Kulturzentrale unserer deutschen Brüder in Reichenberg in Böhmen hingewiesen.

Die prächtigen Mundarten des Niederen und Hohen Gesenkes (des ehemaligen Österreich-Schlesien und Nord-Mähren) werden wir voraussichtlich demnächst etwas ausführlicher zu Worte kommen lassen und zwar in unserem geplanten Sonderheft „Altvater". Dort müßte auch einmal herausgearbeitet werden, wie die politische Trennungslinie zwischen Preußisch- und Österreichisch-Schlesien auf die Entwicklung der Mundarten sich des näheren auswirkte.

Einen musikalischen Teil schenken wir uns diesmal aus finanziellen Gründen ganz, trotzdem gerade hier ganz Herzerquickliches vorliegt, auch gerade aus Oberschlesien. Wir erinnern nur an die weit über die Grenzen unserer Heimat bekannt gewordenen Lieder „Gruttke ies 'n schiene Stoadt" und „Wenn ber Sunntichs ei de Kerche giehn".

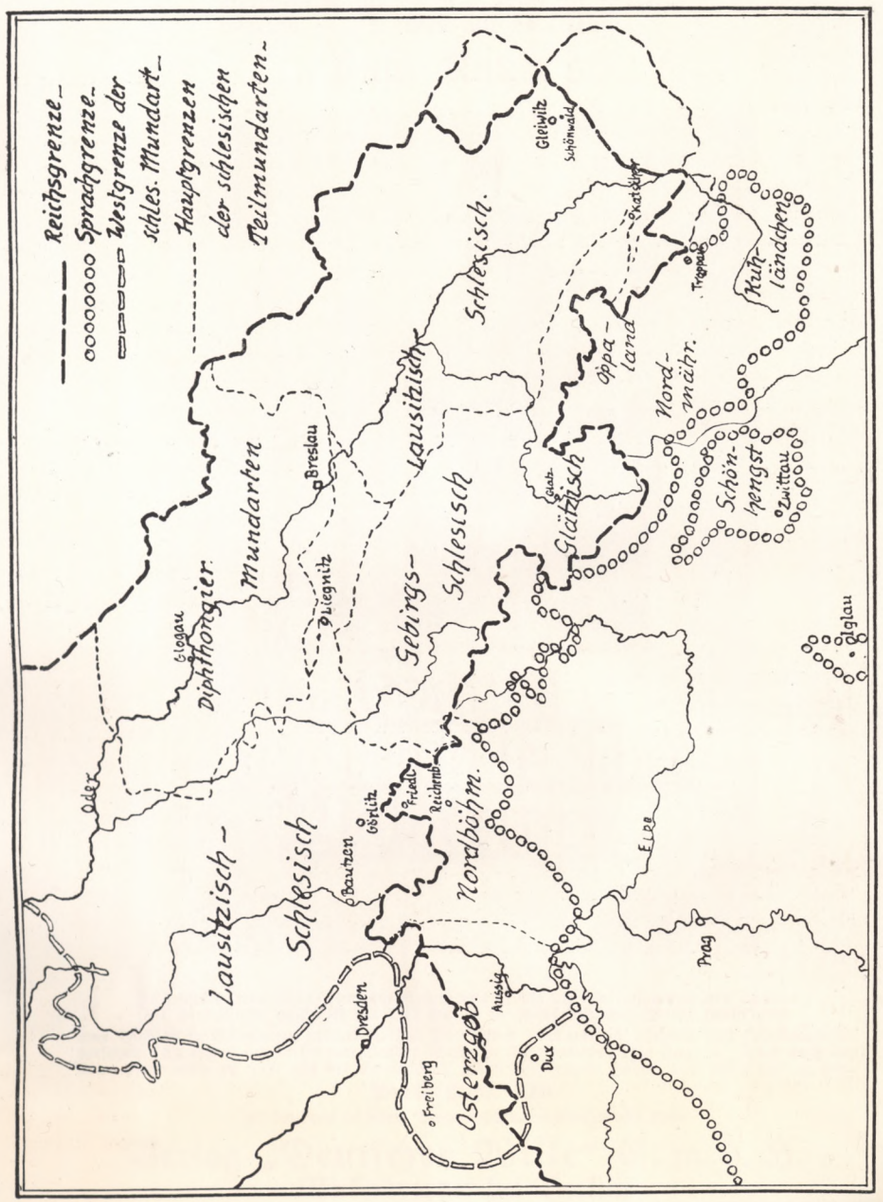
Eine reizvolle Aufgabe wäre es auch, einmal alle Denkmäler zu verzeichnen und auch im Bilde wiederzugeben, die unserer heimischen Mundart und unseren Mundartdichtern gewidmet sind.

Daß wir wegen der Fülle des Stoffes die Darstellung unserer slawischen Mundarten uns für eine spätere Zeit vorbehalten mußten, ist bereits im Vorwort gesagt. Allein wegen ihrer vielfachen Verbundenheit mit dem deutschen Kulturkreis verdienen auch diese Mundarten unsere ganz besondere Aufmerksamkeit und liebevolle Pflege. Hier das Material zusammenzutragen, — wie es durch das oberschlesische Volksliedarchiv und die Liedwarte für das Liedmäßige bereits geschieht —, ist eine schöne Aufgabe der regsamen heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften.

Reizvoll wird es auch sein, einmal festzustellen, welche Stände die Mundart und Mundartdichtung besonders gefördert haben. Wie auch das vorliegende Heft zeigt, dürften die schlesischen Volksschullehrer auf diesem Gebiete außerordentliche Verdienste sich erworben haben.

Keine besondere Darstellung endlich fanden in dem vorliegenden Heft die schlesischen Sprichwörter und Redensarten. Dies ist jedoch keine Lücke, weil ja diese ganz wundervoll, gediegen und erschöpfend Lehrer Karl Rother, der Vater unseres Direktors Rother, des Leiters der oberschlesischen Landesbibliothek in Ratibor, in seinem im Jahre 1928 in der Ostdeutschen Verlagsanstalt in Breslau herausgegebenen großen Werk „Die schlesischen Sprichwörter und Redensarten" gesammelt und dargestellt hat. (Vergl. die Besprechung im „Oberschlesier", Maiheft 1928, Seite 289—290).

Die Schriftleitung.



Karte des schlesischen Sprachgebietes
Entworfen von Privatdozent Dr. Schwarz-Prag, gezeichnet von R. Hoeller

Urahne — Großmutter — Mutter und Kind
Im trauten Heim beisammen sind.
Verzückt ist ihr Blick — froh ihr Wesen,
Warum — —? Weil alle es lesen:

Paul Kutzer's

Es enthält keine Märchen, sondern Sagen, die der Verfasser von der Quelle, aus dem Volke geschöpft hat und die er in leicht faßlicher Weise wiedergibt.

Das Buch ist in Ganzleinen gebunden, hat 274 Seiten Text und ist reichlich mit Illustrationen versehen. Es eignet sich in hervorragender Weise zu Geschenken für die Jugend. Aber auch der Erwachsene wird es nicht aus der Hand legen, ohne von seinem Inhalt voll befriedigt zu sein.

Preis RM. 4.50

Zu beziehen in allen Buchhandlungen oder direkt beim

Verlag „Deutscher Wille" G. m. b. H.
Birkenwerder bei Berlin.

Die Programme

der Schlesischen Sender werden reichhaltig illustriert und erläutert in der

Schlesischen Funkstunde

dem einzigen offiziellen Organ der Schlesischen Funkstunde A. G.

Schlesischer Funkverlag
G. m. b. H.
Breslau 18 / Im Sendehaus.

Röhrengerätbesitzer lesen Ausgabe B mit genauem Europaprogramm!

Uhren, Gold- und Silberwaren
gut und preiswert
bei
C. H. Hauschild
OPPELN
Tel. 510 Krakauer Str. 32 Tel. 510
Eigene Reparaturwerkstatt!

Schütze Dein Auge!
Rat und Hilfe durch die
Optische Zentrale
Inh. **C. H. Hauschild, Oppeln**
Krakauer Strasse 32 — Tel. 510
Brillenlieferung für sämtl. Krankenkassen
Billigste Preise!
Alle Rezeptsachen u. Reparaturen sofort

Schlesische Monatshefte

Eine Heimatzeitschrift von wirklich ausgeprägter und hoher Eigenart

nicht nur eine erstklassige, reich illustrierte Heimatkunde moderner Haltung, sondern zugleich ein Sprechsaal für alle die namhaften Schlesier und über Schlesien schreibenden Fremden, die unsere provinzielle Kultur mit der gesamtdeutschen und europäischen verbinden. (Aus unserer Anerkennungsmappe)

Das repräsentative Organ für Kultur und Schrifttum der Heimat

Monatlich 1.— RM. Probeheft und Prospekt bei Bezugnahme auf diese Anzeige frei durch den Verlag Wilh. Gottl. Korn, Zeitschriftenabteilung, Breslau I, Schuhbrücke 83

OBERSCHLESIER!

Die einzige Funkzeitschrift, die Eure Interessen beim Schlesischen Rundfunk sachlich u. zielbewußt vertritt, ist die

Ostdeutsche Illustrierte Funkstunde

Herausgeber: FRITZ ERNST BETTAUER

Im Straßen- und Buchhandel überall zu haben.

MASCHINENFABRIK KAPPEL·CHEMNITZ

OPPELNER KAFFEE-RÖSTEREI
ERNST HERRMANN - OPPELN
Telefon Nr. 193 Krakauer Straße 37 Telefon Nr. 193

DER GUTE BOHNEN-KAFFEE
von anerkannt vorzüglichem Geschmack und Aroma in den Preislagen von Mark 2,80 bis Mark 4,60 per Pfund
Versand gegen Nachnahme porto- und spesenfrei.

Auch in Gleiwitz
Telefunken-Sender
darum verwendet nur

TELEFUNKEN-

Empfänger, Kopfhörer, Röhren, Lautsprecher,
Kondensatoren, Körting-Transformatoren
überall erhältlich

Telefunken-Generalvertretung für ganz Schlesien

Rundfunk G. m. b. H.

BRESLAU 2, Neudorfstrasse 5.
Fernruf Stephan 37089.

Zur Hundertjahrfeier 1928

Karl Kobald

Franz Schubert

496 Seiten, 70 Bilder und 2 farbige Tafeln
Geh. RM. 7.—, Leinen RM. 10.—

Schubert, und als Hintergrund das Wien der Biedermeierzeit, die lieblichste und entzükkendste Kulturepoche der alten Kaiserstadt, konnte keinen gemütvolleren und sachkundigeren Biographen finden als Kobald, dessen reich illustrierter „Beethoven" — vier Wochen nach Erscheinen schon im 5.—9. Tausend — sich andauernd im In- und Ausland der größten Nachfrage erfreut.

In guten Buchhandlungen erhältlich!

Amalthea-Verlag
Zürich-Leipzig-Wien.

Die gediegene Geschäftswelt

gibt ihre Anzeigen dem

„Oberschlesier"

Man verlange den Anzeigentarif!

Diesem Heft liegt ein Prospekt vom „Kehrwieder-Import", Hamburg 1 bei.